



Donnerstag, 13. April

«Shit, shit, shit.» Wenn es etwas gab, das Mia mit ihren doch schon siebzehn Jahren Lebenserfahrung noch entbehrlicher fand als Dreck unter den Fingernägeln, dann waren es Typen wie Luca. Schon nur sein Grinsen ... Deshalb machte sie auf dem Absatz kehrt, als sie ihn entdeckte. Er schob einen Rollstuhl, in dem ein Häufchen Elend sass und ins Leere starrte – die alte Frau Roder.

Mia hatte im Betagtenzentrum Laupen zur gleichen Zeit ihr Praktikum angefangen wie Luca seinen Einsatz als Zivildienstleistender. In der anfänglichen Verlorenheit am neuen Ort hatte diese Gemeinsamkeit genügt, um in einer Rauchpause die Handynummern auszutauschen. Seither schrieb er ihr Nachrichten. Zunächst hatte sie noch geantwortet. Dann hatte sie ihn gebeten, ihr nur noch zu schreiben, wenn es wirklich etwas mitzuteilen gab. Dann hatte sie seine Nachrichten weitgehend ignoriert. Es hatte nichts genützt – im Gegenteil: Er war noch hartnäckiger geworden. Gudrun und Elmar, die Leute, bei denen sie im Moment wohnte, hatten ihr geraten, sich bei der Heimleitung zu melden, denn das sei eine Form von Belästigung. Doch davon hielt Mia nichts. Dort, wo sie herkam, löste man so etwas, ohne unnötig Autoritäten aufzuscheuchen. Denn das gab erfahrungsgemäss nur Ärger. Lieber ging sie Luca aus dem Weg.

Sie eilte durch den grosszügigen, hellen Korridor mit den raumhohen Fenstern, durch die das regnerisch-trübe Licht des grünen Innenhofs hereinsickerte. Von aussen wirkte das Gebäude, in dem das Betagtenzentrum untergebracht war, zwar betonlastig, im Innern war es aber mit den grossen Fenstern, den weissen Wänden und dem hellen Parkettboden wohnlich und hell. Mia kam an der Cafeteria vorbei und schritt so rasch es ihr in den ungewohnten Birkenstocksandalen möglich war, in Richtung Empfang. Bei Frau Häsler konnte sie gewiss einen Augenblick untertauchen.

«Mia!»

Nochmals shit! Er hatte sie erkannt. Auf ihrer Flucht vor dem jungen Mann starrte Mia im Gehen stur vor sich auf den Boden, so dass die langen Ponyfransen die Sicht nach vorne abschnitten. Sie spürte Lucas Blick im Rücken und beschleunigte ihre Schritte. Prompt kollidierte sie mit dem Rollator von Frau Zumgarten. Mias Sandale blieb hängen und riss den Rollator herum. Zum Glück kamen weder Mia noch Frau Zumgarten oder ihr Laufgerät zu Fall. Aber das Scheppern des Rollators hallte durch das halbe Haus.

«Obacht! Nicht so schnell, mein Kind», wies Trudi Zumgarten sie zu recht. «Fast hätten Sie meinen Porsche geschrottet.»

Sie drohte lächelnd mit dem Zeigfinger. Mia entschuldigte sich.

Frau Zumgarten griff in das Täschchen im Korb ihres Rollators. «Möchten Sie eines?», fragte sie und hielt Mia eine rosarot eingewickelte Süssigkeit hin.

Mia zögerte. «Was ist das?»

«Ein Tartufo, eine Trüffelpraline», sagte Frau Zumgarten. «Susi – die haben Sie ja auch schon gesehen – bringt mir immer welche aus dem hiesigen Delikatessenladen mit. Aus dem <Gustofino>. Limone waren bisher meine liebsten, aber gestern hat sie mir zum ersten Mal welche mit Erdbeergeschmack geschenkt. Das sind nun meine allerliebsten. Sie erinnern mich an den Frühsommer.» Sie lächelte und drückte die Süssigkeit in Mias Hand.

«Nehmen Sie.»

«Merci.»

«Finden Sie nicht auch, dass Zitrone zu Hochsommer passt und Erdbeere zu Frühling?»

Mia nickte und roch kurz an der Praline. Verlockend roch sie nicht, schon gar nicht nach Erdbeere, eher nach Frau Zumgartens parfümiertem Täschchen. Trotzdem steckte Mia es in die Tasche ihres Kittels. «Für später, wenn ich Pause habe und es geniessen kann», sagte sie.

Frau Zumgarten nickte. «Ganz recht. Die sind teuer. Man muss sie geniessen.» Dann sah sie sich heimlichtuerisch um und meinte: «Verraten Sie es bitte nicht meinem Bruder. Er weiss nichts von Susis Geschenken. Er ist ein Lieber, aber er macht sich ständig Sorgen wegen meinem Zucker und meinem Cholesterin. Deswegen muss ich die Pralinen vor ihm verstecken.» Sie schmunzelte.

Die alte Frau und Mia standen vor dem dunkel gebeizten Holzregal, auf dem die Handwerkserzeugnisse fleissiger Heimbewohnerinnen und -bewohner zum Verkauf ausgestellt waren. Auf den Tablaren lagen gestrickte Halstücher und dicke Socken, gehäkelte Topflappen, Babykleider, Anzündhölzer, Kerzen und allerlei anderes. Frau Zumgarten deutete auf eine sitzende, glatzköpfige Puppe, die auf dem mittleren Tablar sass und ein sonnengelbes Strickjäckchen trug.

«Perlmuster», erklärte Frau Zumgarten. Mia nickte. Sie hatte zwar von Stricken keine Ahnung. Aber aus den Augenwinkeln heraus sah sie, wie Luca gerade im Schneckentempo Frau Roder an ihnen vorüberschob. Wieder brachte er es fertig, Mia von der Seite auf seine blöde Weise anzugrinsen. Um ihn demonstrativ nicht zu beachten, überschlug sie sich nun fast vor Begeisterung – gerade, als wäre dieses Perlmuster ein Autogramm von Taylor Swift.

«Perlmuster? Echt?! Wow!», sagte sie und griff nach der sitzenden, glatzköpfigen Puppe in der Grösse eines dreimonatigen Kindes, um das faszinierende Muster genauer zu studieren. Luca tippte ihr im Vorübergehen an die

Schulter und deutete eine Rauchgeste an. Dann zeigte er zum Ausgang und raunte: «In fünf Minuten. Okay?»

Mia zischte: «Vergiss es.»

Er hob spöttisch die Augenbrauen, als wüsste er es besser. Frau Roder sass zusammengesunken im Rollstuhl, eine Decke lag über ihren Beinen.

«Sind Sie blind, junger Mann? Die Decke schleift doch über den Boden», wies Trudi Zumgarten ihn zurecht.

Luca tat, als hörte er nichts, und schob Frau Roder ungerührt weiter.

«Mir scheint», sagte Frau Zumgarten, «der junge Mann hat ein Auge auf Sie geworfen, Maria.»

«Mia», korrigierte Mia.

«Maria.»

«Nein, Mia.»

«Mia?», wiederholte Trudi Zumgarten skeptisch. «Nein», sagte sie dann bestimmt, «nicht Mia, sondern Maria. Wie die Mutter Gottes. Maria.»

Mia sog die Luft ein. Meinetwegen, dachte sie. Heisse ich halt für Frau Zumgarten «Maria». Um die alte Frau, die immer noch über dem Namen zu grübeln schien, auf andere Gedanken zu bringen, bewegte Mia die Puppe in ihren Händen, als würde sie zappeln. Dazu sagte sie mit verstellter, hoher Stimme: «Ich heisse Maria und ich will zu dir kommen, Frau Zumgarten.» Sie drückte der alten Frau die Puppe in die Arme. Doch diese wich rascher, als man ihr zugetraut hätte, zurück. Die Puppe fiel und blieb zwischen Mia und Frau Zumgarten auf dem Gesicht liegen.

Frau Zumgarten schlug erschrocken ihre magere, arthritische Hand vor den Mund: «Oh nein, oh nein! Maria», flüsterte sie. «Die arme Kleine.»

Mia bückte sich, hob die Puppe auf und strich das gelbe Strickjäckchen glatt.

«Nein, nein, nichts passiert, alles gut. Sehen Sie», sagte sie und streckte Frau Zumgarten zum Beweis die Puppe hin. Die alte Frau machte wieder einen Schritt zurück.

«Nein, das kann ich nicht, das will ich nicht. Maria, weg da! Weg, weg!», sagte sie und scheuchte Mia und die Puppe von sich fort. Dann blickte sie schockiert auf ihre Hände und rief: «Ein Taschentuch, ein Taschentuch, schnell, schnell!»

Mia nahm eine der Packungen Papiertaschentücher, die Frau Zumgarten immer mit sich führte, aus dem Körbchen des Rollators und klaubte ein Taschentuch heraus. Trudi Zumgarten riss es ihr aus der Hand und begann, ungelenkt ihre steifen Finger abzuwischen.

«Es geht nicht ab», jammerte sie. «Schon eingetrocknet.»

«Was geht nicht ab, Frau Zumgarten?»

«Ihr jungen Leute aber auch», sagte die alte Frau ärgerlich. «Keine Augen im Kopf.» Sie schüttelte ungnädig den Kopf. «Das Blut natürlich. Das Blut. Schauen Sie doch hin, junges Fräulein.»

«Welches Blut?»

«Ach, alles ist voll damit. Ich brauche Wasser. Anders geht das nicht ab.» Mia sah ein, dass vernünftiges Zureden und sanfter Widerstand zwecklos waren. «Dort hinten ist die Toilette», sagte sie, «kommen Sie, das geht schon weg – das Blut.»

Frau Zumgarten weigerte sich, den Rollator mit den «blutverschmierten» Händen auch nur zu berühren. Stattdessen hängte sie sich bei Mia ein und diese schob einhändig Frau Zumgartens «Porsche» zur Toilette.

«So, Frau Zumgarten, da wären wir», sagte Mia und öffnete auf der rechten Seite des Korridors die Tür zur Toilette. Das Licht ging automatisch an. Mia half der alten Frau, sich mit dem Rollator so vor dem Waschbecken hinzustellen, dass sie mit beiden Händen zum Wasser kam. Mia entwand ihr das Papiertaschentuch, warf es zusammengeknüllt in den Papierkorb und stellte das Wasser an. Trudi Zumgarten streckte beide Hände unter den Strahl. Doch das Wasser staute sich im Becken. Der Abfluss war verstopft. Irgend- ein Blödian hatte Klopapier hinuntergespült. Mia kam mit dem Finger nicht weit genug, um es herauszufischen.

«Shit!», sagte sie.

In diesem Moment vibrierte ihr Handy. Mit der einen Hand stellte sie das Wasser ab, mit der anderen fischte sie das Handy aus der Tasche ihres Kittels und las die Nachricht. Natürlich von Luca. «Pause», stand da. Dazu ein Kuss-Smiley. Mia schickte einen grün angelaufenen, kotzenden Smiley zurück. Umgehend kam als Antwort ein Smiley, der Tränen lachte.

Der Kerl nahm sie einfach nicht ernst. Das wollte sie doch sehen.

«Sooo, Frau Zumgarten», sagte sie, «jetzt waschen Sie einmal ganz in Ruhe ihre Hände. Okay? Hier ist die Seife.» Sie deutete auf den Dispenser.

Nach einem Kontrollblick in den Spiegel und einem kampflostigen Inform-Schütteln ihrer rabenschwarzen Haare eilte sie mit den Worten «Bin gleich wieder da!» aus der Toilette. Das Gute an alten Menschen war, dass sie in allem bis fast zum Stillstand langsam waren. Frau Zumgarten war zwar eine von der schnelleren Truppe, aber sie war in dieser Toilette sicher par- kiert und eine Weile beschäftigt.

Trudi Zumgarten reagierte kaum, als Mia Hals über Kopf die Toilette verliess. Erleichtert liess sie ihre Hände in das kalte Wasser sinken und rieb sie energisch aneinander. Das Wasser verfärbte sich vor ihren Augen. Tru-

di Zumgarten sah nur noch gelb – sonnengelb. Zuerst nur verschwommen, dann immer deutlicher zeigte sich ein Perlmuster. Und, als wären die Jahr- zehnte zwischen damals und heute nicht gewesen, tauchte vor ihr das son- nengelbe Strickjäckchen mit dem hübschen Muster ganz deutlich auf. Ge- bauscht trieb es wie ein nasser Sack knapp unter der Oberfläche des Wassers ... Trudi Zumgarten sah auf und suchte den Blick ihres Spiegelbilds. Wie klein sie doch geworden war. Einst ein Meter achtundsechzig und jetzt konnte sie am unteren Rand des Spiegels gerade noch ihr halbes Gesicht sehen. Sie neigte sich dem Erdboden zu – genau wie der von Zeit und Wetter gebeugte Zwetschgenbaum ihrer Grosseltern, unter dem jener verhängnisvolle Zuber mit dem Wasser für die Kälber an einem 13. April vor so vielen Jahren ge- standen hatte. Dieser 13. April lag wie ein Schatten über ihrem Leben. Und als wäre das noch nicht genug, traten in letzter Zeit auch noch Gespenster aus diesem Schatten hervor ...

Heute war wieder ein 13. April. Ein Zeichen? Trudi Zumgarten war bis vor fünfzehn Jahren Geschäftsfrau gewesen. Sie glaubte nicht an Zeichen, aber an Zufälle. Sie blickte auf ihr goldenes Armbandührchen – zwanzig vor zwei. Wenn sie sich beeilte, konnte es noch klappen, bevor ihr Bruder kam. Sie musste noch etwas erledigen und vor allem ihr Gewissen erleichtern, viel- leicht ihre Seele retten – wer wusste das schon. Sie war zwar nicht gläubig und schon gar nicht fromm. Trotzdem musste da noch etwas sein; etwas, das all das Schöne auf der Welt geschaffen hatte. Frau Zumgarten dachte dabei an die Blumen. Und all das Unglück und die Ungerechtigkeit waren doch auch nur zu ertragen, wenn man überzeugt war, dass es eine aller weltlichen Macht entzogene höchste Instanz gab, die für immerwährende, wahre Ge- rechtigkeit sorgte. Das Leben hatte die alte Frau gelehrt, dass niemand un- sterblich war. Die Zeit wurde knapp. Gleichzeitig zogen sich die Tage immer länger hin. Mochte der Tod in jungen Jahren bezogen auf die eigene Existenz höchstens eine abstrakte Grösse sein, mit dem Älterwerden wurde er konkre- ter. Und nirgends war Trudi sich seit dem Tod ihres Mannes ihrer eigenen Sterblichkeit so bewusst geworden wie hier im Betagtenzentrum. Gerade gestern war Zilli Herzig gestorben, eine liebe Frau, mit der sie noch vor einer Woche ein paar Worte über das Wetter gewechselt hatte. Ihr Bild hing jetzt schön gerahmt vorne neben dem Eingang bei der Sitzgruppe, wo man die Vögel in der Voliere beobachten konnte. Und Zilli war bei weitem nicht die erste, seit Trudi hier war. Trudi ertrug den Gedanken immer weniger, mit ihrer schweren Schuld vor diese höchste Instanz treten zu müssen.



Freitag, 14. April

Herr Minder näherte sich dem Friedhof. Die Blumen, die er vor fünf Minuten im Coop gekauft hatte, versuchte er so unauffällig wie möglich zu tragen. Wie einen Degen hielt er den Strauss kopfüber dicht neben dem Oberschenkel. Bei jedem Schritt knisterte das Cellophan. Die Blumen waren für Erna, seine verstorbene Frau. Heute jährte sich ihr Geburtstag seit ihrem Tod zum zehnten Mal. Minder hatte seit der Beerdigung keine Blumen mehr auf ihr Grab gelegt. Die Grabpflege hatte Lis, seine Tochter, noch vor ihrer Abreise in die USA, wo sie seither mit ihrer Familie lebte, der Gärtnerei anvertraut. Er glaubte sich zu erinnern, dass Erna zu Lebzeiten nie besonders Freude an Blumensträussen gehabt hatte – nicht, dass er ihr viele mitgebracht hätte. Er war kein Mann grossen Gesten, nie einer gewesen. Daher war er in Bezug auf Erna und ihr Verhältnis zu Schnittblumen unsicher. Und darum hatte er auch Kari Idee nicht von vorneherein in den Wind geschlagen, obwohl sie ihm verdächtig vorgekommen war. Kari Burger war gut Mitte achtzig und zehn Jahre älter als Ernst Minder. Aber vor allem war Kari, was grosse Gesten anbelangte, noch ahnungsloser als sein Freund Minder, dafür umso hemmungsloser. Nicht ohne Grund hatte Minder also seinen Vorschlag mit den Blumen skeptisch aufgenommen. Seltsam war ja schon, dass Kari auf einmal wusste, wann Ernas Geburtstag war, und dass er extra deswegen angerufen hatte. Und als er dann weitgehend zusammenhangslos noch etwas von der Wichtigkeit einer Erinnerungskultur gestottert hatte, waren Minders Augenbrauen alarmiert in die Höhe geschossen. Zwar gehörten Abschweifungen zu Kari Reden wie der Schnaps in seinen Kaffee, aber «Erinnerungskultur» war ein Wort, das in Kari Wortschatz nicht vorkam.

«Item», hatte Kari nach dem Klicken des Feuerzeugs, mit dem er seine Pfeife in Gang gesetzt hatte, gesagt – offenbar witternd, dass Minder ihm die Erinnerungskultur nicht recht abkaufte –, «jedenfalls wäre es nicht falsch, Erna einen Blumenstrauss zu bringen. Oder?»

Damit hatte er wiederum recht. Das musste Minder trotz allem zugeben. Und bevor er zu Wort gekommen war, hatte Kari schon gesagt: «Item, ich wollte auch wieder mal auf Vronis Grab, schauen, ob Helga endlich etwas Vernünftiges gepflanzt hat. Diese Furzidee mit dem Unkraut, dieser Bioverdi-si- –» Hier kam er nicht weiter, übersprang das sperrige Wort, dessen Umsetzung ihm auf Vronis Grab ohnehin zuwider war, und schnaubte abschätzig. ««Wiesenblumen» nennt sie das mickrige Zeug. Es ist Unkraut. Nichts anderes.» Er schnaubte. «Aber item. Ich habe ohnehin nichts mehr zu melden bei meiner Tochter. Treffen wir uns doch dort so gegen drei.» Vroni war Kari verstorbene Frau und auf dem Friedhof fast eine Nachbarin

Ernas. Auf dem Friedhof hatten Kari und Minder sich denn auch vor Jahren kennengelernt. Und Helga war Karis jüngste Tochter. Als einzige der drei Burger-Töchter lebte sie in Laupen – genauer gesagt etwas ausserhalb in der Laupenau – und umsorgte Kari mit gutigem Herzen und strenger Hand.

Minder war einer, der aus dem Augenblick heraus stets den Weg des geringsten Widerstands ging, daher sagte er zu. Denn damit blieb ihm eine Rechtfertigung erspart, für die er ohnehin nicht schlagfertig genug war.

Deswegen stand er nun mit dem Blumenstrauss vor dem Eingang des Laupener Friedhofs Beunde, Seite Gartenstrasse. Der Laupener Gottesacker war kein Friedhof, der die Fantasie anregte. Hier gab es keine mausoleumsartigen Denkmäler. Und in der Nacht war er kein unheimlicher Ort. Eher erinnerte er mit den unregelmässig angeordneten Bäumen und der Wildblumenwiese an eine Biodiversitätsfläche. Ausserdem befand sich das rechteckige Stück Land mitten in einem Wohnquartier, umgeben von einer niedrigen Hecke. Auf allen vier Seiten gab es einen Eingang oder sogar mehrere. Dort, wo Minder gerade war, standen hinter der Thujahecke alte Nadelbäume und sorgten ganzjährig für feuchten Schatten. Auf dem Dach der Aufbahrungshalle aus dunklem Holz, die an dieser Ecke stand, hatte sich jedenfalls an manchen Stellen eine grüne Moosschicht gebildet. Das konnte man von der Strasse aus sehen.

Minder stiess den rechten Flügel des schmiedeeisernen Tors auf, betrat den Friedhof und schloss das Tor hinter sich. Es quietschte ein bisschen, was Minder veranlasste, sich besorgt umzuschauen, als wäre er kein Besucher, sondern ein Eindringling. Der Friedhof war nicht sein Terrain. Zwar glaubte er nicht an wiederauferstehende Tote. Aber er vermutete Regeln, die er nicht kannte. Verbunden mit dem Friedhof waren interpretationsbedürftige Begriffe wie Respekt, Würde der Toten und Gefühle der Hinterbliebenen. Und Minder vermutete, dass die Art, wie dieser Respekt ausgedrückt, diese Würde gewahrt und diese Gefühle ausgelebt wurden, einheitlich geregelt war und Abweichendes bestraft wurde, und sei es nur durch schräge Blicke und hinter vorgehaltener Hand geäusserte Missbilligung. Der Friedhof war nicht nur ein Gräberfeld, sondern ebenso ein Minenfeld gesellschaftlicher Konventionen. Und diesbezüglich war Minder noch unsicherer als bei den grossen Gesten. Darüber hinaus gab es noch die demokratisch legitimierten Vorgaben in Form des Gemeindereglements über das Begräbniswesen und die Friedhöfe, in dem alles verbindlich festgelegt war. Minder hatte es im Zusammenhang mit Ernas Beerdigung durchgelesen. So hielt das Friedhofreglement zum Beispiel fest, dass Kindern ohne Auftrag von Angehörigen oder ohne Begleitung der Zutritt zum Friedhof untersagt war. Auch das Mit-

führen von Hunden war verboten. Deshalb hatte Minder Prinz, den Appenzeller Rüden, nie zu Ernas Grab mitnehmen dürfen. Dabei war Prinz, die wenigen Jahre, die sie gemeinsam hatten, Ernas Liebling gewesen. Minder hatte zwar nie etwas gesagt, den jungen Hund aber um die vielen Streicheleinheiten und die Zeit beneidet, die seine Frau dem Tier schenkte. Seit letztem Herbst waren Erna und Prinz im Himmel wieder vereint, sofern man an einen Himmel glaubte und auch Tiere in diesen aufgenommen wurden.

Das Kinder- und Hundeverbot im Gemeindereglement war nur ein Beispiel aus einem Regelwerk, das nach allgemeinem Dafürhalten offenbar als vernünftig galt, denn es war von der Einwohnergemeinde 1986 erlassen und seither nicht geändert worden. Minder gingen diese Verbote gegen den Strich, was ihm bewies, dass er sich in dieser Frage nicht auf sein Gefühl verlassen konnte.

Er hielt Ausschau nach Kari. Doch der war nirgends zu entdecken – und auch sonst war bei diesem Wetter auf dem Friedhof nichts los. Er lag verlassen vor ihm. Dass Kari noch nicht da war, erstaunte Minder nicht weiter. Karis Mobilität zu Fuss war die eines alten Mannes. Aber er plante immer noch wie in jüngeren Jahren. Doch das machte nichts. In der Zwischenzeit konnte Minder wenigstens den Blumenstrauss loswerden. Beim Brunnen kurz hinter dem Eingang blickte er sich nach etwas um, in das er die Blumen auf dem Grab stellen konnte. Er fand dort zwar mehrere Giesskannen, aber keine Vase. Also ging er ohne Vase zu Ernas Grab. Das Grabmal aus grob behauenen Naturstein war inzwischen fast komplett mit Moos überwachsen. Betty, Ernas künstlerisch tätige Schwester, die eigentlich Margrit hiess, hatte den Stein ausgesucht und den Bildhauer beauftragt. Minder hatte sich schon gewundert, dass man ihn deswegen nie kontaktiert hatte. Denn das versties gewiss gegen den ordnungsliebenden Geist jenes Reglements, das Kinder und Hunde aus dem Friedhof verbannte.

Als er das Cellophan von den Blumen riss, vernahm er Stimmen, die sich von hinten, dem Eingang Mühlestrasse her, näherten. Er drehte sich um und überlegte, was wohl das Friedhofreglement zu diesem Aufmarsch sagen würde. Das Seniorenrüppchen, das zwischen den beiden Birken hindurch den Friedhof betrat, wurde angeführt von einer zerzausten Grauhaarigen mit einer Buchhalterinnen-Hornbrille. Sie schritt wenig graziös in Wanderschuhen daher und trug einen sackartigen, violetten Regenmantel, dessen Ärmel mehrmals umgeschlagen waren, damit die Hände nicht darin verschwanden. Auf ihrem Rücken wippte ein Rucksack im Takt ihrer Schritte. Sie hatte einen Klappstuhl unter den linken Arm geklemmt und führte einen

karamellfarbenen, mittelgrossen Hund mit wuscheligem Fell an der Leine. Flankiert wurde sie von einer etwas kleineren Frau mit einer roten Löwenmähne. Im Gegensatz zur Grauhaarigen trug sie selbstbewusst modische, körperbetonte Kleidung – eine knappe, schwarze Kunstlederjacke mit vielen glänzenden Reissverschlüssen, unter der Röhrenjeans hervorschauten, die knapp über schwarzen Stiefeletten mit Absatz endeten. Sie wurde von einem kleinen Jack Russel Terrier begleitet, der an der Leine riss und vor Begeisterung bellte. Dahinter folgten zwei Männer; der eine mit schütterten, weissen Haaren in einer flaschengrünen Helly Hansen-Fleece-Jacke und dunkelgrauen Hosen, die an den Knien abgewetzt und ausgebeult waren. Aus seiner Tabakspfeife, die schräg im Mundwinkel hing, stiegen muntere Rauchwölkchen auf. Der andere, etwas kleinere und deutlich rundlichere Mann, kam in einer um mehrere Klassen gehobeneren Garderobe daher. Seine Glatze war unter einer dunkelgrauen Tweed-Mütze verborgen. Der Regenmantel und die Cordhosen waren farblich darauf abgestimmt. Er grinste über beide Ohren und schwenkte einen Weinkühler in der einen und eine Kühltasche in der anderen Hand.

Der wuschelige Hund gab als erster zu erkennen, dass Minder eine ihm vertraute Gestalt war. Er wedelte freudig mit dem Schwanz und tänzelte aufgeregt an der Seite der Grauhaarigen. Diese beugte sich hinunter und liess den Hund von der Leine. Darauf schoss er sofort auf Minder zu und sprang an ihm hoch. Das allerdings schien nicht nur gegen die Regeln des Friedhofs, sondern auch gegen jene der Grauhaarigen zu verstossen, denn sie rief den Hund mit einem scharfen «Tequila, fertig!» zur Räson. Daraufhin brach die Gruppe insgesamt in Tumult aus. Es wurde gerufen, gelacht und gewunken. Dann waren sie bei ihm, umarmten ihn, klopfen ihm auf die Schultern und freuten sich über seine Sprachlosigkeit. Christa, die Grauhaarige mit dem Wuschelhund, stellte den Klappstuhl mitten auf dem Weg auf, streifte den Rucksack ab und nahm Tequila wieder an die Leine.

Kari Burger, der Pfeifenraucher in der Helly Hansen-Jacke, brummte, ohne die Pfeife aus dem Mund zu nehmen: «Helga kommt auch. Muss noch parkieren.» Dann liess er sich mit einem Ächzen auf den Klappstuhl plumpsen, den Christa aufgestellt hatte.

«Ernst, nun schau nicht so entsetzt! Ist doch bloss 'ne Geburtstagsüberraschung», lachte Gudrun, die Löwenmähne, und tätschelte seinen Arm. Sie war Deutsche und lebte seit gut zwei Jahren in der Schweiz, genauer gesagt in Laupen.

Minder stand weiter da wie ein Ölgötze. Christa, die grauhaarige Zerzauste mit der Hornbrille, deutete das als gutes Zeichen. Ihre graublauen Augen hinter der strengen Brille blinzelten zufrieden. Natürlich war die-

se Aktion auf ihrem Mist gewachsen. Seit fast einem halben Jahr kannten Ernst Minder und sie sich, seit gut vier Monaten waren sie «zusammen», wie Christa es nannte. Beide hatten aber ihre Wohnungen behalten. Denn Christa brauchte Platz für sich, für ihre Malutensilien und für ihre morgendlichen Yogaübungen. Ausserdem hatte sie keine Lust, am Morgen einen alten Mann zu treffen, der erst ein Wort herausbrachte, nachdem er von einem einstündigen Hundespaziergang zurückgekehrt war. Christa dagegen führte schon im Bett die ersten Unterhaltungen mit ihrer Katze Diva und später unter der Dusche mit sich selbst. Ernst und sie trafen sich fast täglich und unternahmen gelegentlich etwas zusammen, wobei er ihrer Ansicht nach ruhig etwas konstruktiver hätte sein können. Denn meistens hatte sie einen Plan und er gab sich die grösste Mühe, ihr diesen auszureden. Das machte nichts, denn seine Argumente waren meist nicht den Schnauf wert, den es brauchte, um sie vorzutragen. Christa nahm ihm seine Passivität nicht übel. Denn sie hatte ihren Ernst und das war die Hauptsache. Alles wäre bestens gewesen, wenn Erna, Ernsts verstorbene Frau, nicht gewesen wäre. Erna war für eine Tote viel zu präsent. Zu allem hatte sie etwas zu sagen. Bisher hatte Christa versucht, ihre von Ernst zitierten Weisheiten wegzulächeln. Es hatte nichts gebracht, ausser, dass Christas Lächeln immer säuerlicher wurde. Vor Kurzem hatte Christa nun auf einem Zuckerbeutel einen klugen Ratschlag gelesen: «Kannst du den Feind nicht besiegen, umarme ihn.» Angeblich eine Volksweisheit. Christa hatte sonst nicht viel am Hut mit der Weisheit des Volkes, wenn sie etwa an gewisse Abstimmungen dachte. Aber ihr war sofort klar gewesen, was ihr das Volk mit diesem Spruch sagen wollte. Dass sich Ernas Geburtstag seit ihrem Tod zum zehnten Mal jährte, hatte sich als zeitnahe Gelegenheit zur Durchführung der Operation «Umarmung» angeboten. Denn Ernst hatte natürlich für diesen besonderen Tag nichts geplant. Welch grossartiger Anlass für eine «Umarmung»! Und mit Gudrun zusammen war die Inszenierung der Operation ein Kinderspiel gewesen. Ein schwaches Glied gab es allerdings in der Kette – Kari. Aber mit diesem wurde so lange geübt, bis er recht textsicher war. Im Schauspielerischen hatte er zwar bis zuletzt geschwächelt, aber mehr lag einfach nicht drin. «Und wenn du nicht mehr weiterweisst, zünd eine Pfeife an», hatte Gudrun ihm geraten. Die Botschaft war offensichtlich angekommen, denn Ernst stand tatsächlich zur richtigen Zeit mit einem Blumenstrauss an Ernas Grab; einem Blumenstrauss allerdings, dem man von weitem ansah, dass er ab Stange war.

«Hier, mein Freund», sagte Wegener, der gut gekleidete Mann mit der Glatze unter der Tweed-Mütze. Der ehemalige Gymnasiallehrer Dr. Elmar Wegener, der wie Gudrun ursprünglich aus Deutschland stammte, reichte

Minder ein Glas Weissen und erlöste ihn damit aus seiner Erstarrung. Christa hatte sich ihrem Rucksack und den beiden Hunden zugewandt. Den Hunden gab sie ein Leckerli aus den Taschen ihrer überdimensionierten Jacke und dem Rucksack entnahm sie vorsichtig einen Kuchen, der sogar durch die Alufolie hindurch appetitlich nach Speck, Käse und Zwiebeln duftete – eine Quiche Lorraine, eine von Ernas Lieblingsspeisen. Gudruns wegen, die sich vegetarisch ernährte, hatte sie eine Version ohne tierische Zutaten gebacken. Mittlerweile gab es fast alles auf pflanzlicher Basis – auch Speck und Käse.

«Geht's noch?! Doch nicht auf den Grabstein!»

Das war Helga, Kari's jüngste Tochter. Sie rauschte wie immer in einer Stofffülle heran, für die der gebräuchliche Begriff «Figur umspielend» eine massive Untertreibung war. Denn sie fand sich zu dick und wollte das kaschieren. Jemand hatte ihr eingeredet, dass man das am besten mit zeltartiger Kleidung zustande brachte. Ein feiner, weisser Schal wehte wie eine Fahne hinter ihr her. Die schulterlangen, blonden Haare hatte sie im Nacken zusammengebunden. Ihr Zuruf galt Christa, die den Kuchenteller auf dem bemoosten, unebenen Grabstein balancierte und waghalsig versuchte, Stücke zu schneiden.

Christa sah auf und fragte: «Wieso?»

«Das ist pietätlos», behauptete Helga. Ihre runden Bäcklein glühten.

Wegener, Verfechter des zivilen Ungehorsams, horchte auf. Bemerkungen wie jene Helgas weckten seinen Widerspruchgeist.

«Warum pietätlos?», fragte er mit einem Lächeln.

Helga deutete auf den Grabstein und erklärte ohne den geringsten Anflug von Humor: «Das ist ein Grabstein.»

«Und?», kam es von Wegener. Sein Lächeln wurde breiter.

«Der Grabstein steht auf einem Grab», fuhr Helga fort und suchte in offensichtlicher Hilflosigkeit ausgerechnet Unterstützung bei Minder. «Was sagst denn du dazu, Ernst?», fragte sie. «Es ist schliesslich das Grab deiner Frau.» Bevor Minder jedoch mehr zustande brachte, als den Mund zu öffnen, sagte Wegener schon: «Ein Grabstein ist auch nur ein Stein.»

«Also bitte: Es ist ein Grab», insistierte Helga. Aus ihrer Sicht war klar, was das bedeutete. Gräber waren genauso wenig Blumenbeete wie Grabsteine nur Steine waren.

«Ja, sicher. Und?» Wegener zog seine Taktik erbarmungslos durch.

Bevor Helga sich noch mehr in eine Sackgasse hineinmanövrieren und Wegener zum finalen Schlag ausholen konnte, schritt die löwenmähnige Gudrun ein. «Hört auf», befahl sie beiden. Dann sagte sie zu Wegener:

«Elmar, sei nicht kindisch.» Und zu Helga: «Soll Christa den Kuchen auf die Erde stellen, damit die Hunde auch mitessen können?»

Helga sah sich ratlos und vergebens nach einem Tisch um. Dann wurde ihr auf einmal klar, was Gudrun gesagt hatte. Ihr Kampfgeist loderte erneut auf. Sie zeigte auf die Hunde: «Das ist definitiv verboten. Das kann ich euch sagen.»

«Und <Happy Birthday> singen?», fragte Wegener. Gudruns Blick traf ihn. Deshalb sagte er sofort: «Ein kleiner Scherz, nur ein Scherz.»

«Lass das Scherzen», sagte Kari in seinem Klappstuhl, nahm die Pfeife aus dem Mund und kommandierte: «Schenk lieber ein.»

«Guter Mann», lobte Wegener und kam seiner Pflicht so eifrig nach, dass das Glas fast überlief.

Christa schnitt den Kuchen auf dem Grabstein in handliche Stücke und reichte allen eines auf einer Serviette.

Die Quiche schmeckte vorzüglich. Dem Gebäck war es denn auch zu verdanken, dass Helga die Zweckentfremdung des Grabsteins milder betrachtete. «Stimmt schon», gab sie kauend zu, «ein Grabstein ist ja eigentlich auch nur ein Stein. Und Erna war ja nicht so eine. Oder Ernst?»

Doch Ernst kam erneut nicht dazu, etwas zu sagen, denn Christa ergriff schnell das Wort. Mit erhobenem Glas sagte sie: «Trinken wir also auf Ernas Geburtstag. Prost!» Alle stimmten ein und stiessen an. Damit war klar, dass andere Themen an der Reihe waren.

«Wie geht es Mia?», fragte Helga. Wie immer, wenn es um Mia ging, schwang auch in dieser harmlosen Frage ein gewisser Unterton mit. Und das hatte mit der Vorgeschichte zu tun. Mia hatte zwar aktuell bei Gudrun und Elmar Wegener in der Villa am Rudolf von Erlach-Weg ein Zimmer. Aber sie war die Enkelin einer Freundin Helgas und hatte letzten Herbst auch eine Weile bei Helga gewohnt. Die siebzehnjährige Mia kam aus schwierigen Verhältnissen und war zudem in ungute Gesellschaft geraten. Mias Grossmutter hatte sich deshalb dafür eingesetzt, dass das Mädchen nach dem obligatorischen Schulabschluss eine Weile aus der Stadt aufs Land zu Helga zog. Mia hatte zu diesem Zeitpunkt weder eine Lehrstelle gehabt noch eine Vorstellung davon, was sie in ihrem Leben anfangen sollte. Doch die Chemie zwischen Helga und Mia stimmte hinten und vorne nicht, was zu diversen Komplikationen und zur Flucht Mias geführt hatte. Sie war eine Weile bei Kari untergetaucht. Seine Bereitschaft, das Mädchen bei sich zu verstecken, war von Wegener später in den höchsten Tönen gelobt worden. Das war genau jene Art von zivilem Ungehorsam und Rebellentum, das er so gerne predigte. Mia war danach bei Wegener und Gudrun eingezogen.

«Na ja», sagte Gudrun zurückhaltend. «Du weisst vielleicht schon, dass

sie beim Tierarzt das Handtuch geworfen hat?»

Helga schüttelte mit hochgezogenen Brauen den Kopf.

Im Bemühen, dieses Kapitel rasch hinter sich zu lassen, fuhr Gudrun fort. «Das war ohnehin nicht das Richtige für sie», sagte sie. «Aber wir hatten Glück. Anni Schindler wusste, dass im Betagtenzentrum eine Praktikumsstelle zu haben war. Und Mia hat sie bekommen. Anfang Monat hat sie angefangen.»

«Und?», fragte Helga. «Wie gefällt es ihr? Wie macht sie sich?»

Alle lauschten dem Gespräch der beiden, während sie an ihren Weingläsern nippten und Kuchen assen.

«Rausgeflogen ist sie», sagte Wegener.

Gudrun warf ihm einen ärgerlichen Blick zu.

«Stimmt doch gar nicht!», protestierte sie. Bevor Wegener dazu kam, noch mehr Schaden anzurichten, ergänzte sie: «Mia ist, ehm, es ist, ja, es ist etwas vorgefallen. Gestern. Und Mia fühlt sich verantwortlich dafür. Nun geht es ihr heute nicht so gut und sie wollte nicht hingehen. Ist ja verständlich. Die waren alle überhaupt nicht nett zu ihr. Aber das letzte Wort ist noch nicht gesprochen.»

Alle ausser Wegener, der schon im Bild war, warteten gespannt auf die Fortsetzung. Als nichts kam, fragte Christa: «Was war denn? Etwas Schlimmes?»

«Na ja», begann Gudrun wiederum zögerlich. «Schlimm, ich meine, was heisst das schon? Eine Bewohnerin ist weg.»

«Weg?», kam es von Helga. «Was hat das mit Mia ...?»

«Mia hatte zuletzt mit ihr zu tun. Sie hat sie in eine Toilette begleitet und dort allein gelassen. Nur ganz kurz, sagt sie. Aber als sie zurückkam, war die Frau nicht mehr dort.»

«Und deswegen haben sie Mia nicht nett behandelt?», empörte sich Christa. «Man kann doch eine Praktikantin nach erst zwei Wochen nicht für so etwas verantwortlich machen.»

Gudrun holte tief Luft und sagte: «Es gab halt ausgerechnet gestern auch noch eine blöde Auseinandersetzung mit einem Zivildienstler, der Mia schon fast gestalkt hat.»

«Dazu müsst ihr wissen, dass <Auseinandersetzung> eine diplomatische Umschreibung ist für <eine gescheuert>», führte Wegener aus.

Helga schüttelte erneut den Kopf. «Du liebes bisschen.»

«Ja, das war etwas unglücklich», gab Gudrun zu. «Vor allem gerade jetzt, wo doch das Betagtenzentrum einen besonders guten Eindruck machen möchte. Jemand schreibt angeblich einen Artikel über Altersheime in der Schweiz und recherchiert auch in Laupen.»

Helga kräuselte die Stirn. «Wieso hier?»

«Wieso nicht hier? Das Betagtenzentrum hat immerhin mal diesen Age Award bekommen», erklärte Gudrun.

«Item», unterbrach Kari diesen Exkurs. «Was ist mit der alten Frau passiert?»

Gudrun sah auf ihre Stiefel hinunter. «Sie ist weg.»

«Sie ist seither noch nicht aufgetaucht?», vergewisserte sich Christa.

Gudrun hob hilflos die Schultern. «Leider nein.»

Kari wollte wissen, um wen es sich handelte. Denn Kari bildete sich ein, alle Laupener zu kennen.

«Eine gewisse Frau Zumgarten», sagte Gudrun.

«Zumgarten?», fragte Kari nach.

Gudrun zuckte mit den Achseln. «Genau. Kennst du sie?»

Kari nickte und setzte sich in seinem Klappstuhl gerader hin. Dann stellte er sein leeres Glas auf den Boden. Christa hob es rasch auf, bevor Filou, der Jack Russel Terrier sich darum kümmern konnte.

Derweil klopfte Kari seine Helly Hansen-Jacke suchend ab, holte einen Beutel Tabak und eine Pfeife daraus hervor, tauchte den Pfeifenkopf in den Beutel und stopfte mit dem Zeigfinger Tabak in den Kopf. Endlich steckte er sich unter den erwartungsvollen Blicken aller die Pfeife in den Mund und klickte mehrmals mit dem Feuerzeug, bis endlich ein Flämmchen vorhanden war und der Pfeife Rauch entstieg.

Wegener trat ungeduldig von einem Fuss auf den anderen. «Du kennst sie also? Geht's auch ein wenig ausführlicher?», fragte er.

«Nein», sagte Kari.

«Nein, was?», fragte Wegener.

«Nein, ich kenne Gertrud Zumgarten nicht», präzisierte Kari.

«Du hast vorhin aber genickt», erinnerte Wegener ihn.

Kari stocherte in seiner Pfeife herum. «Ja, schon. Ich kenne sie trotzdem nicht. Aber ich weiss, wer es ist», erklärte er endlich. «Fritz Liechti hat mir beim letzten Besuch von ihr erzählt. Fritz ist jetzt auch schon fast ein Jahr dort. Herrschaft, wie die Zeit vergeht!»

«Und?», fragte Wegener ungeduldig. «Was hat dieser Fritz über Frau Zumgarten gesagt?»

«Sie sei ein nettes Frauei, aber ein bisschen reserviert.»

Jetzt schüttelten Helga und Gudrun den Kopf. «Ein nettes Frauei?», fragte Gudrun.

Kari grinste schief an seiner Pfeife vorbei.

«Und sonst? Nichts?», fragte Wegener.

«Hermann Graber», antwortete Kari.

«Kari, wieso Hermann Graber?», fragte Wegener. «Ich dachte, wir sprechen über diese Gertrude.» Er sprach es sehr deutsch aus – mit einem E am Schluss.

«Eben», sagte Kari und grinste. «Sie ist seine Schwester.»

«Vielen Dank, Kari», sagte Wegener ironisch. «Und wer ist dieser Hermann Graber? Muss man den kennen?»

Bei Minder klingelte es bei dem Namen. «War es nicht Hermann Graber, der an der letzten Gemeindeversammlung gegen diesen anderen – wie heisst er doch schon wieder? – ziemlich ausgeteilt hat?»

Minder ging nie an eine Gemeindeversammlung. Aber Christa hatte ihn an die letzte mitgeschleppt. Es sei wichtig hinzugehen und für den Umweltschutz einzutreten. Es gehe um mehr Biodiversität und gegen diese furchtbaren Schottergärten. Seine Stimme könne entscheidend sein, um dem neuen Reglement zum Durchbruch zu verhelfen. Denn Widerstand sei vorprogrammiert.

«Richtig, Ernst. Genau der», bestätigte Kari und zeigte mit dem Pfeifenstiel auf ihn. Kari war von seiner Tochter Helga aus den gleichen Gründen wie er von Christa an diese Versammlung geschleift worden.

Nun begriff auch Wegener. «Oha», sagte er. «Ist die Schwester, also, diese Gertrude, auch so –?»

«Laut? Unbeherrscht? Mühsam?», schlug Christa vor.

«Das trifft es zwar auch nicht schlecht. Mir lag allerdings <rechthaberisch> auf der Zunge. Ich meine, wie dieser Mensch dem anständigen Herrn mit den gefärbten Haaren –»

Helga unterbrach ihn angriffslustig. «Was willst du damit sagen – <gefärbte Haare>?»

Wegener grinste. «Ich meine, in seinem Alter. Ein solches Schwarz kann nur aus der Tube kommen.»

Helga schnaubte. «Man sollte nicht von sich auf andere schliessen, Elmar. Nur weil du eine Glatze hast –»

Gudrun schritt ein. «Ach, Helga. Es hat keinen Sinn. Elmar kannst du nicht belehren und schon gar nicht bekehren.»

«Item», sagte Kari. «Das ist Hermann Graber. Der hat sicher Angst, dass sein Sohn wegen Umweltschutz und solchem Zeug auf einmal keine Sprudelbäder mehr verkaufen kann und alle nur noch Froschteiche wollen.»

«Kari, das ist doch Quatsch», sagte Wegener. «Aber wie er diesen Holzapfel –» Hier schielte er zu Helga und fuhr fort: «– mit seiner von Natur aus schwarzen Haarpracht angegangen ist – also, ich muss sagen, das muss man sich erst mal trauen. Ich gebe zu: Holzapfel hat sich auch sehr vehement für mehr Biodiversität und äusserst engagiert gegen Schottergärten, öde Ra-

senflächen und unnötige Versiegelungen eingesetzt.»

«Graber war total unsachlich», empörte Helga sich. «Alex, ich meine, Holzapfel, ohne jeden Beweis zu beschuldigen, etwas mit diesen Sabotageakten zu tun zu haben, war also echt so etwas von unterste Schublade; als ob Vandalismus irgendetwas mit Biodiversität zu tun hätte. Im Übrigen sind die vielen Baustellen auch anderen ein Dorn im Auge – jetzt, wo es halt losgeht mit der Bauerei.»

In Laupen wurde gebaut. Die Stedtlisanierung, bei der er es auch um den Ersatz alter Leitungen ging, war zusammen mit dem Hochwasserschutz, der Renaturierung der Sense und dem Ersatz der Sensebrücke, einer der Hauptverkehrsadern Laupens, ein gigantisches Projekt, das Laupen und den Alltag der Einwohner in den kommenden Jahren massgeblich prägen würde, und zwar nicht unbedingt im Guten. Die Behörden gaben sich zwar redlich Mühe und informierten gut. Das tröstete aber nicht alle darüber hinweg, dass grosse Gebiete schon jetzt mit Bauschranken abgesperrt waren und von Baumaschinen und Lastern beherrscht wurden. Das lauschige Senseufer wurde grossräumig abgeholzt. Baupisten und Umfahrungsstrassen wurden gebaut und die ohnehin ums Überleben kämpfenden Läden im Stedtle fürchteten mehr denn je um ihren Umsatz. Obwohl das Projekt von der Stimmbevölkerung mit grossem Mehr angenommen worden war, wuchs bei manchen angesichts der massiven Eingriffe ein gewisser Unwille dagegen. Auf den Unterlagen hatte alles irgendwie schöner ausgesehen.

«Item. Ja, das ist halt Hermann», sagte Kari, zog an der Pfeife und meinte bedächtig: «An Grabers werdet ihr euch gewöhnen müssen. Hermanns Sohn Oliver will angeblich für den Gemeinderat kandidieren.»

«Vielleicht ist er nicht so schlimm», sagte Christa. «Aber der alte Graber ist ein engstirniger Idiot. Von wegen Überreglementierung – Alex Holzapfel steht doch für uns alle ein, wenn er für die Erhaltung der Lebensqualität in Laupen kämpft. Wenn zum Beispiel manche ihre Gärten mit Schotter füllen, ist es im Sommer für alle heisser. Es geht eben alle etwas an, was Einzelne tun. Genau das hat Alex doch gesagt.»

«Item», brummte Kari, «langsam friert mein Allerwertester am Stuhl fest. Helga, ich will nach Hause.» Ohne ein gefülltes Glas sah er keinen Sinn darin, länger hier zu bleiben.

In diesem Moment fuhren alle zusammen, weil Filou wild zu bellen begann.

Eine ältere Frau in einem dunkelblauen Regencap und einem dazu passenden Regenhut trat zu ihnen, grüsste und entschuldigte sich für die Störung. Es tue ihr leid, aber dort drüben sei ein Grab verwüstet worden. Wo sie das melden könne.

«Polizei», kam es wie aus der Pistole geschossen von Wegener.

Genauso schnell sagte Helga: «Gemeindeverwaltung.»

Die Frau sah ratlos von Helga zu Wegener.

Gudrun schlug vor, sie solle ihnen das Grab zeigen, damit sie selbst sähen, was mit Verwüstung gemeint war, und man abschätzen könne, auf welcher Eskalationsstufe die Sache sich bewege.

«Stufe Orange bis Rot», entschied Wegener, als sie vor dem Tatort Aufstellung genommen hatten. Niemand widersprach. Das Grab sah aus wie umgepflügt. Der Grabstein stand aber noch und war weder beschädigt noch beschmiert. Dazwischen lagen die blauen und gelben Blüten der Stiefmütterchen, mit denen das Grab wohl bepflanzt gewesen war, und boten ein jämmerliches Bild. Zerrupft und ausgerissen lagen sie in der dunklen, vom Regen der letzten Wochen durchnässten Erde. Jemand war mit Ausdauer immer und immer wieder über das Grab gefahren. Reifenspuren liefen kreuz und quer darüber. Eine Grablaterne war umgekippt und voller Erde. Daneben lagen ein zerknülltes, ebenfalls überfahrenes und mit Erde verschmutztes Papiertaschentuch und mehrere rosarote Einwickelpapierchen.

Wegener deutete mit der Schuhspitze auf den Abfall. «Kaugummipapierchen. Das waren Jugendliche», stellte er fest. Seine Vermutung kam nicht von ungefähr. Die Schule lag dem Friedhof fast gegenüber und die vor ihnen liegende Grabschändung schien das Werk junger Vandalen zu sein; ein Werk, das von Filou und Tequila gerade eingehend beschnuppert wurde.

«Das ist gut», meinte Kari und deutete mit dem Pfeifenstiel auf die beiden. «Die können eine Spur aufnehmen.» Niemand nahm ihn ernst.

«Also diese Idioten», schimpfte Christa.

«Sollte man die Polizei ...?», fragte die unbekannte Frau zurückhaltend.

Alle nickten.

«Das ist ein klarer Fall von Vandalismus», sagte Wegener.

«Josef von Gunten 2.4.1944 bis 28.8.2023», las Kari die Inschrift vor.

«Kennst du ihn?», fragte Christa.

Als Kari seine Antwort damit einleitete, das sei eine lange Geschichte, begann es schon wieder zu regnen, und niemand wollte sie hören. Alle fürchteten eine von Karis unergiebigen Abschweifungen. Zeit aufzubrechen.

Vor dem Auseinandergehen fragte Wegener noch: «Minder, ihr kommt heute Abend doch auch aufs Schloss? Dann können wir Graber Junior live erleben.»

Bevor Minder antworten konnte, sagte Christa schon: «Klar, kommen wir. Oder Ernst?» Minder nickte, denn er kannte Christa inzwischen und

wusste, dass das keine Frage war, die er nach eigenem Belieben beantworten sollte. Die Veranstaltung der neuen Partei in Laupen interessierte ihn nicht im Geringsten, selbst dann nicht, wenn der Anlass «Frühling in Laupen – ein Aufbruch in die Zukunft» hiess.

«Es wird Ärger geben», warnte Helga. «Da ist etwas geplant. Das ist klar.»

«Wirklich?», fragte Wegener, entzückt über diese interessante Neuigkeit. Dann, darum bemüht, seine Erwartungen im Zaum zu halten, fügte er noch hinzu: «Ach was, das wagen die bestimmt nicht.»

«Du wirst schon sehen. Die Spatzen pfeifen es jedenfalls von den Dächern», unkte Helga und wandte sich mit Kari am Arm zum Gehen. «Der junge Graber ist ja Präsident dieser Fortschrittspartei. Und die haben das Ganze organisiert. Der hält garantiert eine Rede. Danach könnt ihr euch schon darauf freuen, dass der mal Gemeindepräsident wird», sagte sie über die Schulter und steuerte mit ihrem Vater Richtung Ausgang Mühlestrasse.

Gudrun spannte einen kleinen Schirm auf und rümpfte die Nase: «Fortschrittspartei? Das tönt irgendwie nach – ich weiss auch nicht. Aber irgendwie anrühlich. Findet ihr nicht auch?»

Wegener lachte. «Die heisst doch gar nicht so. <Vorwärts Laupen> nennt sie sich.»

«Ist das nicht dasselbe?», fragte Christa und blinzelte durch ihre strenge Brille unter der übergrossen Kapuze ihrer Jacke hervor wie ein Käuzchen aus seinem Astloch.

«Na ja», meinte Wegener. «Kommt halt immer darauf an, was sie konkret wollen. Vermutlich wirken ihre Ideen auf die meisten konstruktiver als gewisse Sabotageakte gegen die Baustellen rund ums Stedtle.»

Gudrun sagte: «Diese Sabotagen sind echt doof und feige. Die Leute, die dort arbeiten, können schliesslich nichts dafür, dass das Volk der Stedtlisanierung mit allem Drum und Dran zugestimmt hat. Es war ein lupenrein demokratischer Entscheid. Und dass dafür gebaut werden muss, war auch von Anfang an klar. Natürlich gibt es auch mir einen Stich ins Herz, wenn nun ganze Uferabschnitte an der Sense abgeholzt werden.»

«Das wird wieder aufgeforstet und der Fluss wird renaturiert. Das ist doch gut. Die Sense soll mehr Raum erhalten. Und denk an dieses neue Leit- und Durchlasssystem für die Amphibien beim Haldenweiher. Das ist Naturschutz pur», sagte Wegener. «Und eine Demokratie lebt von fairen Verlierern. Nur werden leider gerade die immer rarer. Im Zeitalter der Selbstoptimierung will einfach keiner zu den Verlierern gehören.»

Christa konterte: «Fragt sich nur, wie Volksentscheide heutzutage zu-

stande kommen. Wer am schamlosesten lügt und genug Geld hat, um die Leute so richtig zu verarschen, macht das Rennen. Sowas macht mich hässig. Die Leute stimmen doch ständig gegen ihre eigenen Interessen.» Ärgerlich schüttelte sie den Kopf. Tröpfchen spritzten von ihrer Kapuze. «Da bleibt einem ja nichts anderes mehr als der Kampf aus dem Untergrund.»

«Und der zivile Ungehorsam», ergänzte Wegener.

«Also, ich weiss ja nicht, aber bei der Zerstörung fremden Eigentums – eines Baucontainers zum Beispiel – hört bei mir der zivile Ungehorsam auf. Das ist einfach nur Vandalismus», sagte Gudrun.

«Von Zerstörung kannst du nun wirklich nicht reden. Einige Fenster sind eingeschlagen worden und ein paar Container wurden versprayt – was ihrer Ästhetik übrigens nicht geschadet hat», gab Christa zurück.

«Einen Zugwagon haben diese Idioten letzthin auch komplett versprayt – sogar über die Fenster. Das ist doch jenseits. Was nur schon die Reinigung kostet. Du musst auch zugeben, dass diese <Kunstwerke> – falls man das Geschmiere überhaupt so nennen kann – <Weg mit euch> oder <Scheissbullelei> – nicht unbedingt konstruktiv sind; genauso wenig wie einen Bagger mit Farbbeuteln bewerfen», meinte Gudrun.

Christa hob die Schultern, als wollte sie sagen, darüber könne man geteilter Meinung sein.

Die Hunde schüttelten sich nun abwechslungsweise fast im Sekundentakt. Minder zog den Reissverschluss bis ganz nach oben und schlug den Kragen hoch. Das Wasser rann über seine Brillengläser. Nun schien auch Wegener den Regen zu bemerken.

«Kommt doch noch auf einen Kaffee zu uns», schlug er vor. «In drei Minuten sind wir dort.» Seine Villa lag am Rudolf von Erlach-Weg, in einem Quartier, das fast an den Friedhof grenzte.

Christa und Minder hatten nichts gegen ein warmes Getränk. Wie Helga und Kari nahmen sie den Ausgang auf der Seite Mühlestrasse, an der auch die Schule lag, die von hier aus gut zu sehen war. Bei gutem Wetter spielten am späteren Freitagnachmittag meistens ein paar Kinder auf dem Schulhausplatz, der gegen die Strasse von einer Reihe alter Kastanienbäume gesäumt wurde, unter denen grosse Steinquader zum Verweilen und Plaudern standen. Heute drehte nur ein Junge auf einem Fahrrad einsam ein paar Runden vor dem Schulhaus.

«Ob er der Grabschänder ist?» Gudrun und deutete mit einer Kopfbewegung auf ihn.

Wegener fragte: «Wie kommst du auf ihn?»

«Keine Ahnung. Weil er da ist, weil er im richtigen Alter ist – und Rad fährt», sagte Gudrun.

«Er war es nicht», konstatierte Minder.

Alle Augen richteten sich überrascht auf ihn.

«Jedenfalls nicht mit diesem Velo. Solche Mountainbikes haben viel breitere Reifen mit deutlicherem Profil als jene Spuren, die wir auf dem Grab gesehen haben.»

«Richtig, mein Freund», pflichtete Wegener bei.

«Sehr scharfsinnig, Ernst», stellte Christa bewundernd fest.

Fünf Minuten später sassen Minder und Christa vor dem grossen Cheminée im Salon von Wegeners Villa und hörten zu, wie Wegener und Gudrun in der Küche die Getränke zubereiteten. Minders Wunsch nach einem Milchkaffee folgte stets ein mitleidiger Blick Wegeners, der fragte: «Echt jetzt?» Denn seine hochmoderne Kaffeemaschine konnte alles. Wie man sich daher für so etwas wie ordinären Milchkaffee entscheiden konnte, wollte ihm nicht in den Kopf. Die Hunde waren auch in der Küche, obwohl sie dort bloss störten. Jedenfalls hörte man Gudrun bis in den Salon mit ihnen schimpfen.

«Mach schon mal das Feuerchen an, Minder», rief Wegener aus der Küche.

Christa klatschte in die Hände. «Bitte, darf ich?» Froh, diese Aufgabe so elegant losgeworden sein, nickte Minder, und Christa machte sich ans Werk. Als Gudrun in Begleitung der Hunde hereinkam, hatte Christa ein schwindstüchtiges Flämmchen zustande gebracht. Mit Pusten hielt sie es knapp am Leben. Gudrun platzierte das beladene Tablett auf dem Salontischchen. Nach einem Blick auf Christa, die vor dem Kamin kauerte und dem Feuer Geburtshilfe leistete, griff Gudrun in den Korb neben dem Cheminée und schob rasch eine zusammengeknüllte Zeitungsseite und ein paar schmale Anzündhölzer nach. Sofort erstarkte das Feuer so weit, dass zwei wahrschafte Scheite daraufgelegt werden konnten. Nun kam auch Wegener zu ihnen. In der einen Hand hielt er eine Flasche Vieille Prune und in der anderen, zwischen den Fingern eingeklemmt, drei Gläschen.

«Ist Mia auch da?», fragte Christa.

«Ich glaube schon», meinte Gudrun. «Jedenfalls hing ihre Jacke an der Garderobe.»

«Vielleicht möchte sie einen Kaffee mit uns trinken?», sagte Christa und nahm einen Schluck ihres Macchiatos.

«Ach nee», winkte Wegener ab, ohne von seiner Tätigkeit aufzusehen, die darin bestand, die drei Gläschen mit Schnaps zu füllen. «Sie ist nicht besonders gesellig diese Zeit.»

Christa legte den Kopf leicht schräg und betrachtete das Feuer. Sie schien



zu überlegen. Dann sagte sie: «Mir geht diese Frau Zumgarten nicht aus dem Kopf. Einfach verschwunden. Das kann doch nicht sein. Ich dachte nur, dass vielleicht Mia irgendwie ...»

Wegener horchte auf. Ohne zu zögern, wandte er sich an Gudrun. «Möchtest du nicht kurz nachschauen, ob das Kind vielleicht was braucht? Bei dieser Gelegenheit könntest du sie doch zum Kaffeekränzchen einladen.»

Gudrun, die selbst eine detektivische Ader besass, war leicht zu überzeugen. Sie stand auf. «Ich kann's versuchen. Aber macht euch lieber keine Hoffnungen. Der Köder ist nicht gerade nach ihrem Geschmack, das kann ich euch versichern. Tik Tok und Instagram sind gigantische Konkurrenten.» Sie verschwand. Die Hunde folgten ihr.

Wegener reichte Minder und Christa je ein Gläschen. «Seltsam, dieses Verschwinden einer alten Frau», sagte er. «Natürlich hört man hie und da, dass alte Menschen vermisst werden und etwas später unterkühlt und dehydriert gefunden werden, aber ...» Er liess den Satz unvollendet. Minder und Christa wussten warum.

Christa sagte: «Das Wetter ist im Moment nicht besonders geeignet für eine Übernachtung draussen. In der Nacht sinken die Temperaturen deutlich unter zehn Grad. Letzhin gab es sogar Frost.»

Minder sagte: «Warum könnte Frau Zumgarten das Betagtenzentrum verlassen haben?»

Wegener zuckte die Achseln. «Keine Ahnung. Vielleicht war sie dement? Demente haben oft eine Unruhe in sich. Theo war auch so.» Theo, Wegeners Bruder und Gudruns Mann, war an Demenz erkrankt und vor ein paar Jahren gestorben. Auch er war einmal ausgerissen und auch ihn hatte man erst nach ein paar Tagen gefunden.

«Könnte sie sich im Heim selbst verlaufen haben? Heizungskeller oder so was?», überlegte Christa.

«Und da ist sie vielleicht gestorben», meinte Wegener.

«Das kann ich mir fast nicht vorstellen», sagte Herr Minder. «Bestimmt wurde das Betagtenzentrum durchsucht.»

Christa hatte eine neue Idee. «Wer sagt, dass sie freiwillig gegangen ist? Sie könnte auch entführt worden sein. Ist sie vermögend? Sind ihre Angehörigen vermögend?»

Wegener zuckte mit den Achseln. «Keine Ahnung. Vielleicht weiss Mia mehr.»

In diesem Moment kam Gudrun mit den Hunden zurück und setzte sich. Mia war nicht dabei.

«Sie kommt», sagte Gudrun. «Aber sie braucht noch ein paar Minuten.»

Dann nippte sie an ihrer Tasse und verzog das Gesicht. Der Kaffee war kalt.

Auf einmal spitzen die Hunde die Ohren. Ein junges Mädchen in einem verwaschenen, schwarzen Jogginganzug erschien. Ihre tiefschwarzen Ponyfransen reichten bis zu ihren eindrucksvoll schwarz umrandeten Augen. Die schulterlangen Haare hatte sie zu einem losen Pferdeschwanz zusammengebunden. Ihre Hände versteckten sich in den Schlupftaschen der Trainingsjacke. Geräuschlos, als wolle sie so lange wie möglich unentdeckt bleiben, näherte sie sich. Die Hunde sprangen auf und begrüßten sie. Sie ging in die Hocke und streichelte beide ausgiebig.

«Hallo, Mia», sagte Christa. «Schön, dich zu sehen.»

Darauf grüßte auch Minder. Ihm fiel auf, wie wenig Schmuck Mia trug. Das letzte Mal, als er sie gesehen hatte, hatte sie silbernen Schmuck in den Lippen, der Nase, den Augenbrauen, Nasenflügeln und Ohren getragen. Heute trug sie nur in der rechten Augenbraue und ebenfalls im rechten Ohr einen kleinen Ring.

Mia rappelte sich wieder hoch, nuschelte «Hallo» und hob zum Gruss leicht ihre rechte Hand. Wo noch vor ein paar Monaten lange, schwarz lackierte Nägel gewesen waren, sah Minder jetzt schmale, unbemalte Mädchenhände.

Gudrun stand beflissen auf und fragte: «Hast du schon was gegessen? Kann ich dir vielleicht – ?»

Mia deutete mit dem Daumen über ihre Schulter in die Richtung, wo die Küche war: «Lass nur. Mach ich selbst.»

«Sicher.» Gudrun setzte sich wieder. «Es hat noch Apfelkuchen im Kühlschrank, falls du möchtest», rief sie Mia nach.

«Und Quiche Lorraine», ergänzte Christa. «Ein Stück ist noch übrig.»

Mia blieb stehen. «Vegan?»

«Ja. Hier» Christa beugte sich über ihren Rucksack und holte die Quiche heraus. «Nimm es, wenn du willst.» Mia wollte. Sie holte sich ein Glas Himbeersirup, einen Teller und Besteck aus der Küche.

«Du kannst es in der Mikrowelle aufwärmen», schlug Christa vor. Doch Mia schüttelte den Kopf und strich sich mit dem Handrücken die Haare aus den Augen.

Sie setzte sich zu den anderen an den Kamin. Dann ass sie schweigend den Kuchen. Auch sonst sagte niemand ein Wort.

Schliesslich machte Christa den Anfang. «Mia, es tut mir leid wegen dem ganzen – wie soll ich sagen? –»

«Shit happens», sagte Mia knapp, zuckte die Schultern und ass weiter.

«Klar», sagte Wegener, «das kann alles vorkommen. Kein Weltunter-

gang. Stimmt's?»

«Ja?», kam es jetzt argwöhnisch von Mia. Sie hörte auf zu essen und fragte lauernd: «Wieso sagst du das jetzt auf einmal?»

«Ich will damit sagen, alles halb so schlimm. Es kommt nur darauf an, was man daraus macht», sagte Wegener.

Mia hob den Kopf und sagte, ohne Wegener anzusehen: «Wenn du meinst, ich soll mich bei diesem Figgarsch entschuldigen – vergiss es einfach.»

«Nein, kein Gedanke. Wieso solltest du? Was ich meine, ist –», begann Wegener, wurde von Gudrun aber unterbrochen.

Mit einem tadelnden Seitenblick auf Wegener sagte sie: «Entschuldigen ist nie verkehrt, Mia. Alle machen mal einen Fehler.»

«Fehler sind voll okay», sagte Mia. «Aber was dieser Arsch gemacht hat, war kein Fehler, sondern –» Bevor sie den Satz beenden konnte, schnitt Wegener ihr das Wort ab.

«Entschuldige Mia. Gudrun, mir kommt Filou so unruhig vor. Vielleicht muss er mal Pipi», sagte er und deutete auf den selig schlummernden Jack Russel Terrier.

«Quatsch!», sagte Gudrun. Wegener versuchte Gudrun mit einem eindrucklichen Spiel seiner Augenbrauen und energischen Andeutungen mit dem Kinn verständlich zu machen.

Sie verstand. «Na, Filou, Pipi?»

Als der Hund keinen Wank tat, hob sie ihn kurzerhand hoch und ging mit ihm zur Verandatür, die in den hinteren Garten führte. Tequila folgte, bereit, durch den Garten zu jagen und gemeinsam mit Filou alles zu verbellen, das ihr verdächtig vorkam.

Christa kam direkt zur Sache. «Uns interessiert nur Frau Zumgarten», sagte sie. «Dein Figgarsch und alle anderen Ärsche auf dieser Welt können mir im Moment den Buckel runterrutschen.»

Mia sah sie mit gekräuselter Stirn an.

«Was ich damit sagen will: Was weisst du über Frau Zumgartens Verschwinden?»

Mia legte das Besteck auf den Teller. Auf einmal hatte sie keinen Hunger mehr. «Ich weiss nicht, ob ich darüber sprechen möchte.»

Christa fuhr fort: «Komm schon, Mia.»

«Wenn ich mich nicht hätte provozieren lassen ...», sagte Mia auf einmal, «dann wäre es nicht passiert. Ich bin schuld, dass sie weg ist.»

«Papperlapapp», sagte Christa. «Du konntest schliesslich nicht wissen, dass Frau Zumgarten sich in Luft auflösen würde. Ich meine, eine alte Frau rennt schliesslich nicht einfach davon. Warum sollte sie?»

«Ich weiss auch nicht. Aber sie war komisch. Da war das Blut an den Händen und diese Puppe.»

«Blut? Puppe?» Christa liess nicht locker, bis Mia alles haargenau erzählt hatte.

«Du bist eine tolle Beobachterin, Mia», rühmte Gudrun, die inzwischen mit den beiden Hunden zurückgekehrt war und das meiste von Mias Bericht mitgehört hatte. «Fällt dir sonst noch was zu Frau Zumgarten ein? Wer sie besucht hat, wo sie gerne hinging, solche Sachen.»

Mia hob hilflos die Schultern. «Ich war ja noch nicht lange dort. Und mit Frau Zumgarten bin ich nur ein paar Mal spazieren gegangen. Man muss sie nämlich begleiten, weil sie diese Schwindelanfälle hat. Vor ein paar Monaten hat sie sich bei einem Sturz den Schenkelhals gebrochen, musste ins Spital und kam von dort direkt ins Betagtenzentrum.»

«Ist sie dement?», wollte Christa wissen.

«Dement? Frau Zumgarten? Nein, auf keinen Fall. Deshalb hat es mich auch gewundert, dass sie auf einmal meinen Namen nicht mehr wusste. Maria hat sie mich genannt. Dabei kann sie sich sogar den Namen der neuen Pflegedienstleiterin merken. Und der ist echt schwierig.»

«Aber dich hat sie auf einmal Maria genannt?», fragte Wegener.

Mia überlegte, stutzte dann und sagte: «Vielleicht war es auch die Puppe. Ich bin nicht mehr sicher, dass sie tatsächlich mich gemeint hat. Es könnte auch diese Puppe gewesen sein.»

Wegener runzelte zweifelnd die Stirn. «Hat diese Puppe denn einen Namen? Ich dachte, sie habe nur zum Ausstellen dieses Jäckchens gedient.»

«Ja, das stimmt», gab Mia zu. «Trotzdem. Jetzt kommt es mir fast logischer vor, dass sie diese Puppe gemeint hat. Und gleich darauf hatte sie angeblich auf einmal Blut an ihren Händen. Und von da an war sie kaum mehr ansprechbar. Ich war mega gestresst. Das Waschbecken war auch noch verstopft. Dann kam diese Nachricht auf dem Handy. Ich habe einfach nicht mehr richtig überlegt. Ich hätte jemanden rufen sollen und sagen, dass Frau Zumgarten eine Art Anfall oder so etwas hat.»

«Demenz können wir also ausschliessen», hielt Wegener fest. «Etwas aus ihrem Umfeld? Familie? Freunde?»

«Ich weiss nur von einem Bruder. Graber – Herr Graber. Er hat sie meistens Donnerstagnachmittag besucht. Ich glaube, deshalb war sie auch dort im Korridor unterwegs, wo ich ihr begegnet bin. Denn sie treffen sich immer in der Cafeteria. Und die ist nur ein paar Schritte von der Ausstellung der Handwerkssachen entfernt. Ich habe mir zuerst keine Gedanken gemacht, als sie nicht mehr in dieser Toilette war. Ich dachte, sie ist schon in der Cafe-

teria. Es hat nämlich etwas länger gedauert, diesem Figgarsch ...» Es folgte eine kurze Pause. «Ja, und als ich gerade die Tür zur Toilette schloss und in der Cafeteria nachsehen wollte, sagte man mir, ich müsse sofort ins Büro von Frau Peters. Und dann begann das Theater wegen diesem Figgarsch.»

Gudrun räusperte sich: «Mia, könntest du bitte nicht ständig dieses Wort benutzen, sondern irgendetwas anderes? Seinen Namen zum Beispiel?»

«Keine Chance», sagte Mia abgeklärt. «Diesen Namen werde ich nicht in den Mund nehmen. Wäre einfach <Arsch> besser?»

«Nicht wirklich», sagte Gudrun. «Und Frau Zumgarten? Erzähl mal, was dann passiert ist.»

«Herr Graber hat sich auf der Abteilung gemeldet und gefragt, wo seine Schwester sei. Er hat sie im Café nämlich nirgends gefunden. Aber auf der Abteilung wusste niemand Bescheid. Jemand sagte, dass man mich mit Frau Zumgarten zusammen gesehen hatte. Aber da hatte ich ja schon voll die Scheisse am Hals wegen diesem Fi-, ehm, diesem Idioten. Und dann noch das obendrauf, das war so eine Schei-, ehm, ein Stress.»

Nun, da sie an diesem Punkt war, brach der Damm endgültig und Mia redete drauflos.

«Man hat mir gesagt, die Lehrstelle könne ich mir unter diesen Umständen eher abschminken. Ich war total geschockt, vor allem, weil die nicht kapiert haben, was das Problem war, nämlich dieser Figg-, ehm, Idiot.» Sie holte Luft. Dann ging es weiter. «Als ich gerade gehen wollte, kam jemand, ich glaube, es war Theres, ins Büro der Chefin und hat ihr etwas zugeflüstert. Einmal hat sie zu mir geschaut. Man konnte richtig sehen, wie die Chefin sich immer mehr aufgeregt hat. Sie ist keine, die ausrastet oder so. Aber sie wird irgendwie ganz steif, fast wie Filou, wenn er diesen Dackel von da vorne sieht, und dann total angespannt ist, bis er auf einmal komplett durchdreht und nur noch bellt.»

«Ist aber auch ein blöder Halter. Immer lässt er den Dackel überall an Hausecken und Gartenmäuerchen pinkeln – in der ganzen Strasse. Und nur weil er zu faul ist, mit dem Hund in den Wald zu gehen», maulte Gudrun.

Wegener ignorierte sie. Er kannte die Litanei schon. Dafür zeigte er Mia den erhobenen Daumen. «Gutes Bild», lobte er. «Und worüber regte sich Frau Peters auf?»

Mia verdrehte die Augen. «Das weisst du doch. Ich hab's gestern Gudrun schon erzählt.»

Gudrun nickte. «Stimmt. Aber Ernst und Christa wissen es noch nicht. Und ich finde, du könntest es in deinen Worten sagen. Natürlich nur, wenn du möchtest.»

Mia zuckte mit den Achseln. «Warum nicht? Es ist nicht viel. Herr Graber

hat alle auf der Abteilung zusammengestaucht, weil seine Schwester nicht da war. Er ist total ausgerastet, hat herumgebrüllt. Alle konnten es hören.»

«Warum?», fragte Christa. «Nur wegen seiner Schwester, die nicht da war?»

«Logisch. Aber er ist sowieso ein Schwieriger. Das ist bekannt. Kritisiert, beschwert sich über vieles. Aber normalerweise ist er nur scheisspingelig. Dann nimmt er eine Angestellte so am Arm, führt sie etwas von seiner Schwester fort und dann geht's los. Meistens kann er angeblich nicht verstehen, wieso man etwas nicht so macht, wie er es unbedingt haben möchte. Er sagt dann immer, seine Schwester hätte es lieber so. Aber diesmal hat er gleich rumgeschrien, er komme jede Woche am gleichen Tag, zur gleichen Zeit seine Schwester besuchen und man bringe es nicht einmal fertig, dafür zu sorgen, dass sie da sei. Er habe mindestens eine halbe Stunde im Café auf sie gewartet, hat er behauptet. Aber Xenia vom Café hat gesagt, das stimme gar nicht. Ich wette, das hat er nur gesagt, weil er fast eine Stunde zu spät zum Treffen mit seiner Schwester gekommen ist. Der hatte ein schlechtes Gewissen. Er muss gedacht haben, sie sei schon wieder gegangen. Und als man sie nicht gefunden hat, konnte er sich so richtig austoben.»

Christa war die Empörung anzusehen. «Was für ein grässlicher Mensch.»

«Warte. Es geht noch weiter», sagte Mia. «Elina, die auf der Abteilung arbeitet, ist weinend weggelaufen, während Graber getobt hat. Er hat sie ausgelacht. Und das hat die Chefin noch mehr genervt.» Es folgte wieder eine Pause. «Ich gehe nicht mehr zurück, das schwöre ich.»

«Darüber sprechen wir noch, einverstanden?», sagte Gudrun.

Mia machte einen Schmollmund und blickte ins Feuer. Doch dann sagte sie: «Ich mag Frau Zumgarten. Ich wollte wirklich nicht, dass ihr etwas passiert. Sie ist lustig und macht Spässe, also nicht richtige, halt solche, wie alte Leute sie machen. Der Rollator ist zum Beispiel ihr <Porsche>. Das erste Mal ist es lustig. Aber beim zwanzigsten Mal nicht mehr. Ich lache trotzdem immer, einfach weil ich sie mag. Ich hoffe so sehr, dass ihr nichts zugestossen ist. Ich glaube, sie hatte es als Kind nicht so gut. Aber früher war es halt für viele nicht so toll. Lange Schulwege, in den Ferien auf dem Feld und so helfen. Die konnten nie chillen und mit Freunden abhängen. Es gab kein Handy – nicht einmal Fernsehen.»

«Wieso meinst du, dass Frau Zumgarten keine schöne Kindheit hatte?», fragte Herr Minder.

Mia hob hilflos die Schultern. «Sie hat mich gefragt, ob ich von hier sei. Als ich ihr sagte, dass ich hier nur ein Zimmer habe, meine Familie aber in Bern wohne, hat sie gesagt, das sei gut. Sie ist selbst bei der ersten Gelegenheit daheim ausgezogen und hat in der Nähe von Genf eine Stelle als Au Pair

angenommen. Das ist zwar auch nicht schön gewesen, hat sie gesagt, aber wenigstens war sie weg von zuhause.»

«Hat sie gesagt, wieso sie weggewollt hat?», fragte Christa.

Mia schüttelte den Kopf.

«Kommt Leute, das spielt doch keine Rolle. Diese Kindheit und Jugend sind mindestens sechzig oder siebzig Jahre her», sagte Wegener.

Als wolle sie das überprüfen, sah Christa auf die Uhr. «Was? Schon fast halb sechs!» Sie tätschelte Minders Arm und sagte: «Ernst, wir müssen los. Und euch sehen wir ja später noch.» Das galt Wegener und Gudrun. «Kommst du heute Abend auch auf das Schloss, Mia?»

Zum ersten Mal, seit sie hereingekommen war, lachte die junge Frau. «Ich?! Nöö, das tu ich mir also wirklich nicht an.» Minder beneidete sie.

Christas Wetter-App sagte für den Abend trockenes Wetter vorher. Minders vage Hoffnung, dem Anlass dank schlechtem Wetter doch noch zu entkommen, war gestorben. Es war kurz nach sieben, als Minder und Christa die letzten Stufen der Treppe erklommen, die auf das Schlosskänzeli hinauf führte, das im Mittelalter dem Schloss zur Sense hin vorgelagert, als oberer West-Zwinger der Verteidigung gedient hatte. Unterhalb dieser Terrasse befand sich der untere West-Zwinger, auch Schlossgärtli genannt. Zu diesem gehörte auch der Wehrturm, der spätere Käfigturm. Darin befand sich unter anderem ein sogenannter Mörderkasten, ein grob gezimmertes Verlies, das der redensartlichen Wendung «in die Kiste kommen» eine beängstigend konkrete Gestalt verlieh. Von der Schlossterrasse aus hatte man einen herrlichen Ausblick in fast alle Himmelsrichtungen. Das Schloss, ein Baudenkmal von nationaler Bedeutung und Wahrzeichen der Region, stand auf einem Felsen hoch über den Dächern des Stedtlis, wie das Zentrum Laupens, die malerische Altstadt, von den Einheimischen genannt wurde.

Als Minder hinter Christa den Rundbogendurchgang in der Ringmauer erreichte, sah er, dass die Schlossterrasse bereits recht belebt war. Die meisten Anwesenden kannte er nicht. Unter dem grossen Kastanienbaum in der Mitte der Terrasse befand sich ein Tisch mit einem weissen Tischtuch, auf dem Wein- und Wassergläser sowie zahlreiche Flaschen auf ihren Einsatz warteten. Dahinter stand eine junge Frau in klassisch schwarz-weißer Kellnerinnenaufmachung, mit blondem Pferdeschwanz und bordeauxroter Weste. Der kühlen Witterung wegen trug sie darüber eine nicht ganz stilkonforme schwarze Daunenjacke. Sie war gerade damit beschäftigt, einen goldbraun glänzenden Speckzopf zu schneiden und die Scheiben auf mehrere Körbe zu verteilen. Minder hätte sich am liebsten von allen unbemerkt am Rand herumgedrückt. Doch Christa nahm ihn an der Hand und führte



ihn mitten durch die Versammelten. Sie grüsste gelegentlich nach rechts und links und soufflierte Minder über die Schulter die Namen. Aber das nützte wenig, denn das Stimmengewirr machte Minder noch schwerhöriger, als er trotz Hörgerät ohnehin war. Daher nickte er nur. Irgendwo blitzte es. Jemand machte Fotos.

Sie trafen Gudrun und Wegener auf der anderen Seite der Terrasse, von wo man auf den neuen Bahnhof hinunterblicken konnte. Gerade fuhr ein Zug ein. Also war es zwanzig nach.

«Wie eine Spielzeug-Eisenbahn», stellte Minder fest, der an der Mauer stand, und beobachtete, wie nun ein paar winzige Persönchen über den Parkplatz zu ihren Miniaturautos eilten.

Wegeners Neugier galt allerdings vor allem den Weinkartons, die hinter dem Tisch gestapelt waren. Er raunte Minder zu: «Mein Freund, trink bloss nichts von dieser Plörre. Das ist übles Zeug.»

«Das glaube ich jetzt aber nicht!», rief Christa auf einmal.

«Doch, meine Liebe», widersprach Wegener, «billigster Weisswein aus –» Weiter kam er nicht.

Denn Christa deutete auf einen Mann, der nur ein paar Meter von ihnen entfernt stand und mit einem anderen sprach. Sie zupfte Minder am Ärmel.

«Dort ist Walter, mein Ex», flüsterte sie ihm zu. «Komm, ich stelle dich vor.»

Minder machte nicht einmal Anstalten sich zu sträuben. Er hatte ohnehin keine Chance. Als er Walter nun sah, staunte er. Christas Schilderungen ihres Ex-Mannes hatten ihm Respekt eingeflössert – passionierter Harleyfahrer, abenteuerlustiger Segler und handwerklich nichts weniger als ein Genie. Dieser Walter jedoch, dem sie sich nun näherten, war etwas kleiner als Minder und hatte den für sein Alter üblichen Bauchansatz. Er sah stinknormal aus, war glattrasiert, hatte kurzgeschnittene, weisse, ziemlich gelichtete Haare, trug dunkelblaue Jeans, dem Schnitt nach aus der Landi, ein hellblaues Hemd, eine dunkelgraue, lumberartige Jacke der biedereren Sorte, die fast bis über das Gesäss reichte, dunkelbraune, derbe Halbschuhe und einen OK-Schirm unter dem Arm. Die dazugehörige Hand steckte in der Tasche seiner Jacke. Die andere gestikulierte, während er mit einem jüngeren Mann sprach. Walter nahm Christa erst wahr, als sie ihn antippte. Mit einem fragenden Blick wandte er sich um und grinste, als er sie erkannte. Darauf folgte ein grosses Hallo mit angedeuteten Küsschen.

Schliesslich trat Christa zurück, hakte sich bei Minder unter und sagte: «Walter, das ist Ernst, mein Freund.» Dann lachte sie gar nicht Christa-mässig affektiert und sagte: «Ernst, das ist Walter. Walter und ich waren mal verheiratet.» Wieder dieses Lachen.

Christas alter und neuer Mann gaben sich die Hand und beteuerten einander, wie sie sich freuten, die Bekanntschaft zu machen, was – zumindest in Minders Fall – gelogen war. Dann ging allen der Gesprächsstoff bereits aus, bis Walter fragte, was Christa hier mache. Sie erklärte, ihr liege Laupen und die Erhaltung der guten Lebensqualität am Herzen. Daher nehme es sie wunder, was dieser Anlass unter dem Titel «Frühling in Laupen – ein Aufbruch in die Zukunft» bezwecke. Um die Prämierung der schönsten Primeli gehe es ja wohl kaum. Walter lachte. «Damit könntest du recht haben», sagte er wie einer, der mehr wusste als die anderen.

«Aha», sagte Christa. «Das bringt mich zu der Frage, was du hier machst.»

«Ich habe ein wenig geholfen, die Sache auf den Weg zu bringen.»

«Bist du jetzt in der Eventbranche tätig?», fragte Christa.

Walter lachte und winkte ab. «Nein, Flyer verteilen, Plakate hängen, Podium aufbauen, die Soundanlage einrichten. Solches Zeug halt. Viktor hat mich Oli Graber empfohlen. Er ist ein alter Kumpel von ihm. Oli und er sind eng befreundet, haben schon manches Ding zusammen durchgezogen.»

«So, was sind das denn für <Dinge>?», fragte Christa mit lauerndem Unterton.

Walter lachte. «Nichts Illegales. Business.»

«Und wer genau ist dieser Viktor?», bohrte Christa weiter.

«Viktor Ramseier. Erfolgreicher Unternehmer. Security. Verstehst du? Sicherheitsbranche», sagte er für Minders Geschmack etwas zu grosstuerisch. «Kennt immens viele Leute. Wichtige Leute.» Er lachte. «Wichtige Leute – richtige Leute. Verstehst du? Auch René Schäfer, der heute referiert. Ein Berater. Massenhaft Ideen. Mit den nötigen Verbindungen. Geld wie Heu. Krypto. Verstehst du?»

«Aha?» Christa war hellhörig geworden. «Aber du hast dich hoffentlich nicht in was reinziehen lassen?»

Walter lachte wieder. «Womit denn? Um dort mitzumischen, braucht es echtes Geld.» Er rieb Daumen und Zeigfinger aneinander.

«Und woher kennst du diesen Viktor Ramseier?»

«Wir haben uns am Hafen in Vallamand getroffen. Er und ein Kollege hatten ein Problemchen mit ihrem Boot und ich habe ein bisschen geholfen und so ganz nebenbei fallen lassen, ich sei ein Mann für alle Fälle. Also, wenn es mal Arbeit gebe und so – kennst mich ja. Nicht lange fackeln, sondern die Gelegenheit beim Schopf packen.» Dann fasste er Christa an der Schulter und sagte: «Mach dir keine Sorgen um mich. Ich weiss, was ich tue. Indianerehrenwort.» Er grinste und sah Christa auf eine Weise an, die Minder total gegen den Strich ging. Überhaupt tat dieser Mensch so, als wäre er,

Minder, gar nicht da.

In diesem Moment setzte ein Alphorn ein und alle richteten ihre Blicke auf den Durchgang, der in den Schlosshof hinaufführte. Davor stand ein Mann im Berner Mutz und blies in ein Alphorn. Das Stimmengewirr ebte ab. Mehrmals blitzte es, als Fotos des Musikanten gemacht wurden. Währenddessen erklimmte ein Mann ein kleines Holzpodest mit Rednerpult und Mikrofon, das an der Schlossmauer stand. Minder kam er wie ein zwanzig Jahre älterer Buder von Uli dem Knecht aus den schwarzweissen Gotthelf-Filmen vor – athletische Figur, graublonde, lockige Haare, hübsches Gesicht. Sobald der Applaus für den Alphornisten abgeklungen war, ergriff der Mann auf dem Podest das Wort. Nach einem abschätzenden Blick über die Versammelten bat er zunächst für Hari, den Alphornisten, um Applaus. Alle klatschten. Dann dankte der Mann für das zahlreiche Erscheinen und Petrus für das Wetter. Offenbar habe dieser nichts gegen ihren Anlass einzuwenden. Trotzdem wolle er nicht so weit gehen und behaupten, diese Unterstützung von höchster Stelle habe etwas zu bedeuten. Aber man könne natürlich nie wissen. Damit erntete er ein paar einkalkulierte Lacher. Er nahm sie zufrieden zur Kenntnis. Dann stellte er sich als Oli Graber vor. Er sei der Präsident der neuen politischen Kraft in Laupen. Und wenn er «Kraft» sage, so meine er das wörtlich. Denn es brauche Kraft, um Laupen vorwärtszubringen. «Vorwärts Laupen» sei nicht nur der Name der Partei, sondern ihr Programm. Vorwärts statt rückwärts: Dafür kämpfe er – für die Zukunft Laupens. «Vorwärts Laupen» wolle Diskussionen anstossen, die Laupener anregen, kreativer zu denken, Ideen zu entwickeln. Deshalb organisiere die Partei im Laufe des Jahres mehrere Anlässe, zu denen Referenten verschiedenster Couleur zu unterschiedlichen Themen eingeladen würden. Unter dem Titel «Frühling in Laupen – ein Aufbruch in die Zukunft» würden heute zwei Tourismusfachleute referieren. René Schäfer sei zugleich Visionär, Investor und Unternehmer. Er habe grosse Ideen für Laupen und verfüge über die richtigen Kontakte, um sie auch zu realisieren. Er sei sehr gespannt, was Schäfer gleich zu sagen habe. Er wisse nur, dass dieser schon für viele Klienten Erfolgsrezepte entwickelt habe. Anschliessend werde Albin Wildbolz-von Känel, Direktor der international tätigen Marketingorganisation «Bern Tourismus Worldwide», diese «visionäre, neue Power in der Bundesstadt» und eine mögliche Zusammenarbeit mit Laupen vorstellen.

Ein junger Mann trat neben Graber, flüsterte ihm etwas ins Ohr und gab ihm einen Zettel. Daraufhin sagte Graber: «Ausserdem ist die Presse anwesend.» Hier lächelte er ins Publikum, als wäre ihm gerade ein besonders schwieriges Kunststück gelungen. Dann las er vom Zettel ab: «Von der Berner Zeitung ist Herr Nick Howald da. Herzlich willkommen, Herr Ho-

wald.»

Walter beugte sich zu Christa und zischte so laut, dass alle Umstehenden es verstehen konnten: «Das glaube ich jetzt echt nicht. Howald! Dieses Riesenarschloch! Gopfertami!» Er ballte die Hände zu Fäusten. «Dass dieses elende Stück Sch...»

Christa legte ihm beschwichtigend die Hand auf den Arm und mahnte: «Keine Dummheiten, Walter. Hörst du? Sonst ...»

Walter nahm tief Luft und schüttelte den Kopf.

«...uns freuen», sagte Oliver Graber gerade, «wenn ihr nach den interessanten Ausführungen von René Schäfer und Albin Wildbolz-von Känel noch auf ein Gläschen Wein und ein Stück Speckzöpfe bleiben würdet. Spendiert wird der Apéro von der neuen politischen Kraft <Vorwärts Laupen>. Gerne beantworten wir euch im persönlichen Gespräch eure Fragen. Übrigens liegen auch ein paar Flyer von <Vorwärts Laupen> parat. Diese dürft ihr natürlich auch gratis mitnehmen. Ergreift die Gelegenheit. Denn im Moment nehmen wir noch neue Mitglieder auf.» Wieder lachten ein paar. «Doch begrüsst jetzt mit mir René Schäfer.»

Eifrig applaudierend gab er das Podium für René Schäfer frei. Das Publikum fiel in seinen Applaus ein.

Während Oliver Graber dem Freiluft-Anlass in einer ländlichen Gegend entsprechend gekleidet war – einfach und sauber, aber zu Ehren der Gäste mit Krawatte –, schien René Schäfer direkt von der Bahnhofstrasse in Zürich hergefliegen zu sein; alles massgefertigt bis hinunter zu den glänzenden, schwarzen Schuhen. Er betrat das Podium ebenfalls applaudierend, wobei er demonstrativ in Grabers Richtung klatschte, um zu zeigen, wem sein Beifall galt. Dann lächelte er dem Publikum zu. Das erste, was Minder auffiel, war, wie jung der Mann mit dem professionell gepflegten Dreitagebart aussah. Er hätte ihn nicht älter als achtzehn geschätzt, ahnte aber, dass das nicht stimmen konnte. Wahrscheinlicher war, dass Schäfer wesentlich mehr als doppelt so alt war. Inzwischen war es so dunkel geworden, dass die Lichter angegangen waren. Schäfers perfekt gestylte, glänzende Frisur widerspiegelte den Schein genauso wie seine goldene Krawattennadel. Schäfer lächelte dem Publikum zu und begann seine Rede mit einem bescheidenen «Guten Abend, miteinander». Er freute sich «wahnsinnig», hier an diesem wunderschönen Ort vor solch sympatischen Frauen und Männern seine Ideen vorstellen zu dürfen. Sein Dialekt war nicht bodenständiges Berndeutsch, aber auch nicht direkt zürcherisch, sondern irgendetwas dazwischen, jedenfalls nicht störend.

«Darf ich euch etwas Persönliches fragen? Ihr seid nicht nur sympathisch, sondern macht auch einen durch und durch vernünftigen Eindruck. Daher

frage ich ganz direkt: Wer von euch bewahrt sein Erspartes unter der Matratze auf?» Viele lachten verhalten. Niemand meldete sich.

«Es hätte mich auch gewundert», sagte Schäfer. Man wolle seinem Kapital schliesslich nicht erlauben, auf der faulen Haut zu liegen, sondern möchte es für sich arbeiten lassen. «Stimmt's?» Ein Lächeln in die Runde, wo sein abgestandener Spruch verhalten aufgenommen wurde. Dann machte er eine betont ernste Miene, liess seinen Blick noch einmal über das Publikum schweifen und kam zur Sache. Er habe Laupen, dieses wunderbare Städtchen, «ein bisschen» studiert. «Und wisst ihr was? Ich war schockiert.» Hier folgte eine wohlgesetzte Pause, damit das Publikum sich angemessen wundern konnte. «Echt geschockt», wiederholte er. Kopfschüttelnd musterte er erneut das Publikum. Als die Pause unangenehm wurde, fuhr er fort: «Euer touristisches Kapital habt ihr nämlich tatsächlich unter der Matratze versteckt.» Ungläubig und ratlos angesichts von so viel Dummheit, hob er die Hände. «Laupen ist ein Juwel. Aber Laupen scheint sich nicht einmal bewusst zu sein, über welches Kapital es verfügt: diese einmalige Altstadt, das herrliche Schloss, die perfekte Lage – voll in der Natur und trotzdem nur einen Katzensprung von der Bundesstadt entfernt. Laupen hat Potenzial, meine Damen und Herren. Potenzial.» Wieder eine kurze Pause, dann sagte Schäfer mit einstudierter Begeisterung: «Laupen könnte eine grosse touristische Marke sein – ein kleines Interlaken. Doch dazu muss man Laupen aus seinem Dornröschenschlaf wecken. Um dieses Kapital richtig einzusetzen, braucht Laupen als erstes einen starken Partner, der das nötige Know-how hat und die richtigen Fäden ziehen kann.» Schäfer wies auf Albin Wildbolz-von Känel, der nicht weit von ihm entfernt stand. Dieser nahm die Geste mit einem bescheidenen Lächeln und einem Nicken auf.

Bevor René Schäfer dazu kam, weiter zu referieren, brandete am Schlossrain wie auf Kommando Lärm auf. Treicheln wurden geläutet. Wegener zwängte sich zu Minder durch, rieb sich freudig die Hände und rief ihm ins Ohr: «Jetzt geht's los!»

Christa und etliche andere Frauen hielten sich die Ohren zu, als der Lärm anschwell und sich direkt unterhalb der Terrasse auf den unteren Zwinger verschob. Wer günstig stand, beugte sich vor, um über die Mauer zu schauen und einen Blick auf die Treichler zu werfen. Sie waren zu fünft, trugen Hoodies und Sturmmasken und lärmten, was die Glocken hergaben. Aber auch von oben, vom Schlosshof her, näherte sich eine Kakophonie. Das schrille Gebimmel von Fahrradklingeln mischte sich mit dem Lärm von Tröten. Graber eilte auf einen Mann zu, der sich im Hintergrund neben dem Podium aufhielt. Dieser eilte darauf mit dem Handy am Ohr nach rechts in Richtung des senseseitigen Schlosswegs, dem sogenannten Rondenweg, davon. Dieser

Weg verlief am Fusse des Schlosses, hoch über der Neueneggstrasse. Nur ein Geländer trennte ihn vom felsigen Abgrund, der bis zur Talsohle hinunterreichte und im unteren Teil von Strauchwerk bedeckt war. Er führte auf der Südseite des Bauwerks zur Schlosszufahrt.

Die Treicheln verstummten. Dafür setzte ein Sprechchor ein. Unter den Anwesenden machte sich zunehmend Unruhe breit. Manche berieten sich, andere folgten dem Weg, den der grosse Mann vorher genommen hatte. Der Sprechchor wurde lauter. Minder verstand trotzdem nur «Laupen» und sonst nichts. Dann wurden wieder die Treicheln geschwungen. Wegener kämpfte sich zum Durchgang in den Schlosshof durch, um einen Blick auf die anderen Unruhestifter zu erhaschen.

«Vier. Alle maskiert», meldete er kurz darauf. Auf einmal brach im Schlosshof Tumult aus. Schreie und Gebrüll war zu hören – ein Streit oder Handgemenge zwischen den Securityleuten und den Lärmenden bahnte sich an, wenn nicht gar eine Schlägerei. Unter den Anwesenden auf der Terrasse drohte Panik auszubrechen. Bereits drängten sich etliche auf der Treppe zur Maueröffnung hinunter, die ins Freie zur führte. Es wurde geschoben, gedrängelt und geschubst.

«Kommt», sagte Gudrun. «Wir gehen auch. Das kann übel enden. Ich glaube, die prügeln sich.»

Wegener sträubte sich zunächst, war sich seiner unsportlichen Verfassung, der unterdurchschnittlichen Körpergrösse und vor allem seines fortgeschrittenen Alters jedoch nur zu bewusst, um es darauf ankommen zu lassen. Minder und Christa folgten den beiden. Die Situation war unübersichtlich. Bevor sie die Schlossstreppe hinunterstiegen, bekamen sie mit, dass offenbar auch bei den Treichlern im unteren Zwinger Chaos herrschte. Auch hier wurde gebrüllt und geschrien.

«Bloss weg, schnell», rief Gudrun, die das Grüppchen anführte. «Wenn das keine Verletzten gibt, fress' ich eine Dose Hundefutter. Wetten, die Polizei ist schon unterwegs?»

«Und alles unter dem wachsamen Auge der Presse», frohlockte Wegener.

Minder blieb stehen. Denn Christa fiel zurück. Sie drehte sich ständig um. «Wo ist Walter?», fragte sie. «Hast du ihn noch gesehen, nachdem das Theater losging?»

Minder konnte sich nicht erinnern und schüttelte den Kopf. Einen Augenblick sah es aus, als wollte Christa an den Schauplatz des Tumults zurücklaufen. Doch Minder fasste sie am Arm. «Er ist erwachsen und weiss sich bestimmt zu helfen», sagte er. In Gedanken fügte er noch dazu: Was kann Superman schon gross passieren?

Jetzt tönte eine kräftige Männerstimme zu ihnen herunter. «Liebe Gäste,

liebe Frauen und Männer», rief Graber ins Mikrofon. «Es ist alles unter Kontrolle. Wir konnten die – ähm – Musikanten – ähm – überzeugen zu gehen. Sie werden unseren Anlass nicht länger stören. Bitte gebt den geladenen Referenten, die extra für uns nach Laupen gekommen sind, Gelegenheit, euch ihre Beiträge zu präsentieren. Es lohnt sich und es besteht absolut keine Gefahr mehr.»

In diesem Augenblick stiess Wegener Minder mit dem Ellbogen an und deutete hinüber zum Mauerdurchgang, der zum unteren Zwinger führte. Die Treichler verliessen durch diesen den Zwinger und folgten im Gänsemarsch dem schmalen Weg, der unterhalb der Schlossstreppe zum Schlossrain verlief. Als sie eine gewisse Distanz zum Zwinger zurückgelegt hatten, reckte einer der Treichler kämpferisch die Faust und rief etwas vermutlich Unflätiges hinauf zur Schlossterrasse. Dann begann er, seine Glocke zu schwingen. Die anderen machten es ihm nach. Überzeugt wirkten die Leute nicht. Aber sie zogen sich zurück. Als sie den Schlossrain erreichten, verstummten auch ihre Treicheln. Von oben kamen die Klingler und Tröter durch das Berntor und gesellten sich zu ihnen. Zusammen setzten sie ihren Marsch hinunter ins Stedtli fort und wirkten auf einmal ausgelassen wie eine muntere Schar Fasnächtler.

«Und, was meint ihr? Gehen wir zurück?», fragte Christa.

«Also, ich bin dafür», sagte Wegener.

Gudrun verzog ein wenig das Gesicht, sagte aber: «Wenn alle gehen, komme ich auch.»

«Minder?», fragte Wegener.

Christa zog Minder bereits am Arm. «Komm, Ernst. Lass uns zurückgehen. Vielleicht treffen wir Walter.»

Kurz darauf waren sie wieder auf der Schlossterrasse. Die Zahl der Anwesenden hatte geringfügig ab-, der Geräuschpegel dafür deutlich zugenommen. An Gesprächsstoff mangelte es schliesslich nicht. Die junge Kellnerin stand einsatzbereit hinter dem Tisch mit den Erfrischungen, als wäre nichts gewesen. Minder und Wegener hatten wieder ihren Platz auf der Sensesseite eingenommen und beobachteten Graber und die zwei Referenten Wildbolz von Känel und Schäfer, die sich in der Nähe des kleinen Podests aufhielten. Jetzt war auch Graber Senior dabei. Er war fast einen Kopf kleiner als sein Sohn und von eher schwächlicher Statur. An der Gemeindeversammlung, an der er gegen Holzapfel gewettet hatte, war er Minder grösser vorgekommen. An Hermann Grabers Seite wedelte verhalten ein gefleckter, mittelgrosser, dreifarbiges Beagle. Das Tier erinnerte Minder an seinen verstorbenen Hund Prinz. Denn die stark angegraute Schnauze und die Körperhaltung verrieten, dass auch Grabers Hund sehr alt war. Während die Referenten an-

geregt miteinander sprachen, beobachtete Graber Junior die Rückkehr seiner Schäfchen mit einem überlegenen Lächeln. Hin und wieder sagte er etwas zu seinem Vater. Dieser redete auf ihn ein und zog nervös an einer Zigarre. Minder wunderte sich, dass der Alte hier war. Immerhin war seine Schwester seit mehr als 24 Stunden verschwunden. Allerdings war es ein grosser Auftritt für seinen Sohn und dessen neuer Laupener Partei.

Christa und Gudrun unternahmen auf der Suche nach Walter einen Abstecher zum Tor in romanischem Stil, hinter dem der Schlosshof lag. Als sie hindurchschauten, standen dort nur etwa zwanzig Meter entfernt drei Männer, von denen einer tatsächlich Walter war. Ein anderer musste der Journalist Nick Howald sein, was unschwer an seiner Fotokamera zu erkennen war. Die beiden stritten sich. Walter versetzte Howald mit der geballten Faust einen harten Stoss vor die Brust, den dieser mit einem Tritt gegen Walters Schienbein vergelten wollte. Doch er wurde von zwei Männern in Uniform daran gehindert. Auf dem Patch am Ärmel des einen war ein Logo zu erkennen – ein Rhombus mit dem Schriftzug «Ramseier-Security». Es waren Sicherheitsleute. Christa stürzte auf die Gruppe zu, packte Walter am Arm und zerrte ihn mit Gudruns Hilfe an der Jacke weg. «Sei doch vernünftig, Walter! Was bringt das denn? Du hast nachher bloss Ärger», beschwor Christa ihren Ex-Mann. Walter schüttelte die beiden Frauen grob ab, rief Howald drohend zu, mit ihm sei er noch längst nicht fertig, und ging in Richtung der Schlosszufahrt auf der anderen Seite des Schlosses davon. Christa sah ihm besorgt nach. Gudrun fasste sie am Ellbogen und führte sie zu den Männern zurück.

Bereits war Grabers Stimme aus dem Mikrofon zu hören. Er dankte dem Publikum für das zahlreiche Wiedererscheinen. Ausserdem bat er für die Störung um Entschuldigung – und um etwas Ruhe. Denn die Anwesenden waren zu aufgekratzt, um sich von einer Sekunde auf die andere wieder für die Zukunft Laupens zu interessieren. Noch vor wenigen Augenblicken hatten sie sich an Leib und Leben gefährdet gefühlt. Auch Minder war mit den Gedanken woanders, und zwar vor allem, weil Christa ihn alle paar Augenblicke fragte, ob er irgendwo Walter sehe. Minder war ein gutes Stück grösser als sie und konnte besser über die Köpfe hinweg nach ihrem Ex Ausschau halten. Vom Referat Schäfers, der den Leuten eine «proaktivere» Vermarktung des Stedtlis und «seiner Schätze» schmackhaft machen wollte, von neuen Partnerschaften und einer «effizienteren Nutzung der Ressourcen» sprach, was eine Stärkung der lokalen Betriebe und mehr Wirtschaftskraft für den Ort bedeutete, bekam er kaum etwas mit. Es interessierte ihn auch nicht wirklich. Auch Albin Wildbolz-von Känel, der Direktor von «Bern Tourismus Worldwide» stellte eine «proaktivere» Vermarktung ins Zent-

rum seines Vortrags. Dank seiner Beziehungen in den fernen Osten habe er einen direkten Draht zu einem «gehobenen Kundensegment» in China. Aber auch andere Märkte könne er dank seiner Kontakte in kurzer Zeit erschliessen. Gerade jetzt, da der Berner Tourismus sich auf die Nahmärkte konzentriere, sei ein Blick auf weiter entfernte Gebiete zusammen mit anderen Partnern Gold wert. «Leute mit Geld gibt es überall.» Diese einfache Botschaft bettete er in Beispiele erfolgreicher Vermarktungsstrategien ein, wobei nicht ganz klar war, ob es sich um seine eigenen Strategien handelte oder ob er fremde Erfolge bloss zu Illustrationszwecken heranzog. Immer wieder flammte während der Referate das Blitzlicht von Howalds Kamera auf, mal von links, mal von rechts.

Minder war froh, als endlich Graber auf das Podest trat, dem Publikum für seine Aufmerksamkeit und den Referenten für ihre interessanten Ausführungen dankte. Jemand hob eine Hand und wollte offenbar eine Frage stellen, wie das bei solchen Veranstaltungen normalerweise möglich war. Doch Graber ignorierte ihn und meinte, Fragen könnten nachher am besten im persönlichen Gespräch bei einem Gläschen feinem Weissen beantwortet werden. Doch der Fragesteller legte offenbar Wert darauf, seine Frage öffentlich zu stellen.

Er rief: «Stimmt es, dass in diesem neuen Quartier, das auf dem Areal der ehemaligen Guetslifabrik entstehen soll, auf mehreren Etagen gar keine Wohnungen für Familien, sondern luxuriöse Appartements für die Vermietung auf Airbnb und anderen Internetplattformen entstehen sollen – und dass die anwesenden Herren Graber, Wildbolz sowie Schäfer an diesem geplanten Investment beteiligt sind?»

Graber brachte ein säuerliches Lächeln zustande und sagte: «Wie gesagt, Herr Holzapfel: Am besten klären wir Fragen im persönlichen Gespräch. Im Übrigen entbehren Ihre Behauptungen jeder Grundlage. Herr Schäfer und Herr Wildbolz sind einzig und allein als Referenten hier, weil sie Experten für Tourismusfragen sind. Ich bitte sehr um einen sachlichen und respektvollen Umgang – auch mit der Wahrheit, Herr Holzapfel. So, nun möchte ich im Namen von «Vorwärts Laupen» das Büffet für eröffnet erklären.» Dann applaudierte er in Richtung des mächtigen Kastanienbaums, unter dem das Büffet stand, und verliess das Podest.

Auf der Terrasse stieg der Geräuschpegel explosionsartig, wobei die Gespräche dort anknüpften, wo sie unterbrochen worden waren – bei der Störaktion der Treichler.

«Gottlob!» Christa deutete auf den Durchgang zum Schlosshof, wo gerade Walter aufgetaucht war. Sie zog Minder hinter sich her, als befürchtete sie, ihr Gegenwärtiger könnte sich in Luft auflösen, während sie ihren Ver-

flossenen wieder fand.

«Du bist ja noch da!», rief sie Walter zu.

«Klar», meinte dieser mürrisch, «ich muss schliesslich beim Abbau helfen. Gehört zum Job.» Minder fiel auf, dass Walter seine Freizeit- gegen eine blaue Jacke getauscht hatte. Offensichtlich befand er sich bereits im Arbeitsmodus.

Christa strahlte ihn an. «Ja, klar. Gehört zum Job», lachte sie erleichtert. «Komm, Ernst, jetzt brauche ich ein Gläschen», meinte sie dann.

Von hinten hatte sich Wegener angepörscht. «Christa, lass bloss die Finger von diesem Gift», sagte er. «Reiner Fusel. Kopfschmerzen garantiert. Wir gehen lieber in den <Bären>.»

Christa schenkte der anmühseligen Speckzöpfe einen wehmütigen Blick, liess sich aber überzeugen, nachdem Wegener beherzt in ein Brotkörbchen gegriffen und ihr eine Scheibe gereicht hatte.

Minder warf noch einen Blick zurück, um ein letztes Mal nach Walter Ausschau zu halten. Der war bereits mit Abbauarbeiten am Podest beschäftigt. Graber Junior, Wildbolz-von Känel und Schäfer unterhielten sich mit dem Journalisten Nick Howald, der sich eifrig Notizen machte. Unweit davon entfernt stand Alexander Holzapfel und sah zu den Männern hinüber, als warte er darauf, bei Howald an die Reihe zu kommen ...

«Meint ihr, das war Lieners Werk? Diese Störaktion?», fragte Gudrun kurz darauf in der gemütlichen Gaststube des «Bären». Gerhard Liener war ein kämpferisches Stedtl-Original, das sich die Konservierung Laupens auf die Fahne geschrieben hatte und Neuerungen wie die bevorstehende Stedtlisanierung samt und sonders ablehnte.

«Er war bestimmt nicht dabei. Das steht fest», behauptete Wegener. «Das waren alles junge Leute.»

«Liener hat neuerdings ziemlich Zulauf», stellte Herr Minder fest. «Früher haben alle über ihn gelacht. Das ist seit Neustem anders. Manche haben offenbar nicht damit gerechnet, was mit der Stedtlisanierung auf sie zukommen wird, und dass richtig gebaut werden muss. Die Rodungen, die Umfahrungsstrassen und generell die Dimension des Ganzen haben viele aufgeschreckt.» Er gehörte auch dazu. Es kam ihm vor, als würde Laupen am offenen Herzen operiert – das Stedtl auf der Intensivstation. Schon die Verlegung des Bahnhofs aus dem Zentrum des Ortes hatte manchen nicht besonders gefallen. Auch Kari hatte damals gemault, es sei verkehrt und absolut nicht zeitgemäss, dass der öffentliche Verkehr dem Autoverkehr weichen müsse. Aber zu diesem Zeitpunkt hatte Kari ja auch seinen Fahrausweis schon abgegeben ...

«Und überall wird gebaut. Neue Siedlungen entstehen, Altes wird abgerissen. Das finden nicht alle toll. Und es sind nicht nur Dumme oder Ewiggestrige, die das Tempo dieser Veränderungen für übertrieben halten», ergänzte Christa.

«Ja, ja», sagte Gudrun mit gelangweiltem Blick an die rustikale Decke der Gaststube. Sie war nämlich der Meinung, ein Ort sollte von allen Generationen weiterentwickelt werden. Das sei nur legitim und müsse auch von den Ewiggestrigen akzeptiert werden. Das einzig Beständige sei schliesslich der Wandel. Das hatte sie schon so oft wiederholt, dass alle am Tisch wussten, was ihr «Ja, ja» bedeutete.

«Was haltet ihr eigentlich von Holzapfel?», fragte Wegener. «Meint ihr, dass es stimmt, was er behauptet hat?»

«Diese Air-Dings-Wohnungen? Sind das nicht Ferienwohnungen, die man im Internet mieten kann?», wollte Christa wissen.

Wegener nickte. «Genau. Eine dieser Plattformen heisst eben Airbnb. Ursprünglich war Airbnb gedacht als eine Art Tauschbörse. Man konnte seine Wohnung an andere vermieten, während man zum Beispiel selbst in den Ferien war. Doch inzwischen ist es total verkommerzialisiert.»

«So ist es ja immer mit allem», stellte Christa fest. «Aber es wäre ziemlich fies, wenn sie dort in dieser neuen Siedlung im grossen Stil Ferienwohnungen für reiche chinesische Touristen machen würden. Schliesslich hat man vor der Abstimmung über die Zonenplanänderung immer von Wohnraum für Familien gesprochen. Es brauche diesen, damit Laupen wachsen könne. Davon, dass ein paar wenige sich damit eine goldene Nase verdienen wollen, war nie die Rede.»

Minder nickte. Er hatte gerade kürzlich gelesen, dass diese Airbnb-Wohnungen vielerorts schon eine Plage waren. Da sie als Ferienwohnungen zu höheren Preisen vermietet und dem normalen Wohnungsmarkt entzogen wurden, verschärften sie die vielerorts herrschende Wohnungsknappheit noch zusätzlich.

«Für diese Airbnb-Wohnungen gibt es zum Beispiel in Bern schon gewisse Beschränkungen, weil sie in einigen Quartieren überhandgenommen haben», sagte er deshalb.

«Richtig, Ernst», sagte Christa. «Und genau deshalb verlagert sich womöglich der Boom jetzt in die Agglomeration – sozusagen eine Auslagerung der Übernachtungen. Von hier ist es nur ein Katzensprung nach Bern, genau wie dieser Schäfer gesagt hat.»

«Unser Tourismus in Laupen besteht vermutlich zum überwiegenden Teil aus Tagestouristen», sagte Wegener. «Hier braucht es kaum Airbnb. Aber wie Christa richtig gesagt hat, kann man natürlich die Nachfrage nach

Übernachtungen in der Bundesstadt nach Laupen absaugen, sofern man ein attraktives Angebot hat wie zum Beispiel Luxuswohnungen mit Hotelser-vice und Blick auf das Schloss. Airbnb-Wohnungen würden auch ein Stück weit erklären, wieso trotz der regen Bautätigkeit dies- und vor allem jenseits der Sense mit fast keinen zusätzlichen Schülern gerechnet wird.»

«Man wird es erfahren. Ich denke, Alexander Holzapfel wird dranbleiben. Er ist ziemlich hartnäckig», meinte Gudrun. «Doch noch etwas anderes. Was meint ihr dazu, dass Graber einen Securityservice angeheuert hat?»

«Das ist nun wirklich keine Überraschung, wo doch alle wussten, dass es Ärger geben würde», sagte Christa.

«Aber wieso nicht die Polizei verständigen, wenn es so weit ist, sondern schon auf Vorrat eine Firma engagieren?», spann Gudrun den Faden weiter.

«Erstens war es ein privater Anlass. Zweitens ist die Polizei personell chronisch unterbesetzt. Vielleicht gab es in der Stadt ein Hochrisiko-Spiel oder einen Antifa-Abendspaziergang und alle verfügbaren Kräfte wurden dort eingesetzt. Oder die Polizei hat die Sache nicht so dramatisch eingeschätzt», mutmasste Wegener.

Gudrun blieb hartnäckig. «Ach, komm», sagte sie. «Wenn Gefahr im Verzug ist, kann die Polizei doch nicht einfach kneifen. Und alle haben ge-wusst, dass etwas geplant war.»

«Das steht sicher morgen in der Zeitung», sagte Minder. «Dieser Jour-nalist hat nämlich noch mit Graber, Schäfer und Wildbolz gesprochen, als wir gegangen sind.»

«Journalist?», meinte Christa abschätzig. «Ein Schmierfink, würde ich sagen.»

«Schmierfink?», fragte Gudrun.

Doch Christa winkte nur ab und nahm einen Schluck Wein.

«Ich bin gespannt, was er schreibt», sagte Herr Minder.

«Graber wird ihn beeinflussen, damit er wohlgefällig über die Veran-staltung und die neue Partei berichtet», sagte Wegener. «Den Startschuss für seine Partei hat Oli sich wahrscheinlich harmonischer vorgestellt. Er wünscht sich bestimmt einen hübschen Artikel ohne Anspielungen auf un-schöne Nebenschauplätze wie Airbnb-Mauscheleien.»

Christa lachte und sagte verächtlich: «Wohlgefällig? Howald? Viel Glück.»

«Warum?», fragte Gudrun.

Christa winkte wieder ab. «Eine alte Geschichte.»

«Möchtest du sie nicht mit uns teilen?», fragte Wegener neugierig.

«Im Moment lieber nicht.»

«Gut, aber das bist du uns noch schuldig», sagte Wegener. «Können wir

also davon ausgehen, dass Howald nur gekommen ist, weil Ärger in der Luft lag? In diesem Fall wird er sich wohl kaum von Graber beeinflussen oder gar kaufen lassen.»

«Darauf kannst du Gift nehmen», sagte Christa und trank ihr Glas aus. Sie hob die Flasche aus dem Kühler, um nachzuschicken. Sie war leer. We-gener wollte sofort eine weitere bestellen, doch Christa meinte, sie müsse langsam nach Hause. Gudrun und Minder nickten.

Nach der üblichen Verabschiedung machten Gudrun und Wegener sich auf den Weg Richtung Mühlestrasse; allerdings erst, nachdem Minder Wege-ner feierlich versprochen hatte, sich unverzüglich zu melden, sobald er mor-gen die Berner Zeitung in Händen hielt. Wegener hatte dieses «Käseblatt», wie er sich auszudrücken pflegte, nicht abonniert, dafür die NZZ und die ZEIT, die beide in der vorliegenden Sache wenig hilfreich waren.

Minder bot Christa an, sie mit Tequila noch an den Weiermattweg zu be-gleiten, wo sie in einem der Blöcke wohnte, die demnächst einer Gesamt-sanierung unterzogen werden sollten – eine weitere Baustelle in Laupen. Minder dachte mit einem gewissen Unbehagen daran. Denn Christa deutete immer unverblümt an, dass sie schon bald obdachlos sein könnte ...

Heute schlug Christa seine Begleitung aus. Sie habe das Fahrrad. Dieses stand mit seinem rosaroten Weidenkorb am Lenker neben dem Eingang Bä-renplatz 19, wo Minder seit Jahrzehnten im Dachgeschoss wohnte; zuerst mit Erna, seiner Frau, dann mit Erna und Lis, ihrer Tochter, dann wieder nur mit Erna, dann mit Erna und Prinz, dem verstorbenen Appenzeller Rüden, und nun mit Tequila, der Spanischen Wasserhündin, die vor ein paar Mona-ten überraschend in sein Leben gewuselt war.

Christa lächelte, strich Minder mit dem Handrücken über die Wange, stieg auf das Fahrrad und fuhr los. Nach zehn Metern winkte sie, ohne zu-rückzuschauen, schwankte aber trotzdem bedenklich. Dann radelte sie die Neuengasse hinauf. Er ging noch ein kleines Stück hinterher. Bei der Ab-zweigung nach Bösinggen bog sie zur Sensebrücke ab und verschwand aus seinem Blickfeld.



Samstag, 15. April

Es war halb zwei, als Minders Handy dudelte. Es lag auf dem Nachttisch, wo er es jeden Abend als Wecker hinlegte, seit der Piepton des alten Weckers nicht mehr laut genug wahr, um es mit seiner Schwerhörigkeit aufzunehmen. Halb schlafend tastete er danach und meldete sich. Tequila, die auf Ernas Bettseite schlief, setzte sich auf und gähnte ausgiebig. Dann rollte sie sich wieder ein.

Christa war dran.

«Entschuldige bitte, Ernst. Habe ich dich geweckt?», begann sie. Eine seltsame Frage, wenn man bedachte, dass es mitten in der Nacht war. Doch Christa wusste, dass Ernst nie durchschlief, sondern jede Nacht viele Stunden grübelnd im Bett verbrachte, weil ihm alles Mögliche den Schlaf raubte. Minder räusperte sich ein paar Mal und sagte: «Kein Problem, Christa. Ist etwas?»

«Ich weiss es eben nicht.» Sie klang besorgt. «Ich kann ihn nicht erreichen. Er geht nicht an sein Handy und antwortet nicht auf meine Nachrichten.»

«Wer?», fragte Minder.

«Walter. Ich wollte nur sicher sein, dass bei ihm alles in Ordnung ist.»

«Es ist mitten in der Nacht.»

«Ja. Aber ich versuch's schon, seit ich zuhause bin.»

«Auch auf dem Festnetz?»

«Hat er nicht. Aber ich habe seine Vermieterin angerufen. Sie hat bei ihm geläutet. Er macht nicht auf und sein Auto hat sie auch nicht gesehen», erklärte Christa.

Minder, der einfach weiterschlafen wollte, sagte: «Er ist ein erwachsener Mann. Geh ins Bett und versuch es morgen nochmals. Bestimmt ist alles in Ordnung.»

Darauf herrschte ein paar Sekunden Stille. «Ich kann nicht», sagte Christa dann.

«Christa, es ist mitten in der Nacht. Was kannst du denn noch tun?»

«Am liebsten möchte ich oben beim Schloss nachsehen.»

«Warum?»

«Darf ich zu dir kommen?», wechselte sie die Spur.

Minder resignierte. «Sicher», sagte er, «ich hole dich mit dem Auto ab.»

«Nicht nötig.»

«Du willst doch nicht um diese Zeit mit dem Velo ...?»

Jetzt lachte sie. «Warum denn nicht? Ich habe doch Licht.»

Minder insistierte nicht. Es hätte nichts genützt.

«Ich ziehe was Warmes an und mache mich auf den Weg», sagte sie. Ihm blieb ab jetzt geschätzt eine halbe Stunde, um in die Gänge zu kommen, sich anzuziehen und aus dem Krähennest auf seinem Kopf mit dem Kamm und ein paar Tropfen Wasser eine Frisur zu formen. Tequila liess ihn nicht aus den Augen. Das emsige Treiben um diese Zeit kam ihr verdächtig vor. Besser, man behielt Herrchen im Auge. Als sich ein Schlüssel im Schloss drehte, sauste sie bellend zur Tür. Minder schschsch-te und Christa trat ein. Die Freude des Hundes kannte keine Grenzen. Christa beugte sich hinunter und streichelte das Tier, das noch wilder mit dem Schwanz wedelte und sich unablässig die Schnauze leckte, wenn es nicht gerade versuchte, Christas Gesicht abzuschlecken. Dann sagte Christa: «So, fertig jetzt.» Sie richtete sich auf, nahm den Rucksack sowie den Velohelm ab und schüttelte ihre Haare, bevor sie Minder umarmte. Er strich ihr über den Kopf, weil widerspenstige Strähnen aus Christas wildem Schopf seine Nase kitzelten.

«Komm», sagte er und rückte etwas von ihr ab, um ihrer Umklammerung zu entkommen. «Trinken wir doch vorher noch einen Kaffee, um den Blutkreislauf etwas anzukurbeln.»

Sie nickte und wies ihn sogleich an, sich an den Tisch zu setzen. Sie übernehme das. Minder gehorchte. Er war zu müde, um sich zu widersetzen, obwohl er Christas Tendenz, sich in seiner Wohnung als Gastgeberin aufzuführen, nicht unbedingt begrüßte; und zwar vor allem deshalb nicht, weil sie sich den einen oder anderen Spruch zum Niveau seiner Haushaltsführung nicht verkneifen konnte. Natürlich – er hatte selten Guetsli oder Kaffee-rahm im Haus. Christa war ja zunächst auch mit Hafermilch zufrieden gewesen und hatte bereitwillig abgelaufenen Zwieback zum Kaffee geknabbert. Dann hatte sie angefangen, das Fehlende selbst mitzubringen, als wolle sie dafür sorgen, dass in diesem Notstandsgebiet wenigstens das Allernötigste vorhanden war. Zunächst hatte sie ihre Hilfspakete noch als kleine Aufmerksamkeit für den Herrn des Hauses getarnt. Mit der Zeit war sie jedoch mit ihrem Rucksack an ihm vorbei direkt in die Küche marschiert und hatte alles selbst verstaut. Minder wusste, dass sie es nur gut meinte, aber er empfand ihre Fürsorglichkeit als Vorwurf und als Einmischung. Lis, seine Tochter, die mit ihrer Familie weit weg in Amerika lebte, hatte in ihrem letzten Telefonat dazu bloss gemeint: «Paps, lass sie doch.» Wieso sie das gesagt hatte, war ihm klar. Lis war erleichtert, dass endlich jemand an ihrer Stelle ein Auge auf ihren Vater hatte und ihn vor der Verwahrlosung bewahrte.

«Weisst du», sagte Christa nun und setzte ihre Tasse ab. «Es ist kompliziert.»

Minder sah sie auffordernd an. «Erzähl.»

Sie sah an ihm vorbei zur Bücherwand. Offenbar musste sie ihre Gedanken ordnen. Dann sagte sie: «Früher konnte ich mich in allem voll und ganz auf Walter verlassen. Mit ihm war alles einfach. Er hatte so eine Gabe. Man hatte einfach Vertrauen zu ihm. Aber dann kam alles anders. Nach dem Tod unseres Sohnes fing Walter an zu trinken – richtig zu trinken. Er trank schon früher gern ein Glas Wein, ein Bierchen oder Schnäpschen, aber er hatte es unter Kontrolle. Diese hat er nach Sebastians Tod verloren. Heute behauptet er zwar, er sei trocken. Aber da bin ich nicht so sicher. Er ist noch immer nicht über diese schreckliche Zeit hinweg. Auch ich habe unsagbar unter Sebastians Selbstmord gelitten. Aber es gab einen Zeitpunkt, an dem ich versuchte, wieder nach vorne zu schauen, das Leben trotzdem weiterzuleben. Ich wollte mich von Walter nicht in dieses schwarze Loch hinunterziehen lassen. Das war der Zeitpunkt, als wir uns dann haben scheiden lassen – einvernehmlich.» Sie rührte in ihrer Tasse und fuhr fort: «Walter kann die Vergangenheit nicht ruhen lassen. Und er ist nicht davon abzubringen, dass Sebastian sich damals wegen eines bestimmten Zeitungsartikels in den Kopf geschossen hat. Es war ein fürchterlicher Artikel. Der Text war reisserisch und gab die Schuld für die Entlassungen in Sebastians Firma nach dieser GerBau-Pleite allein unserem Sohn. Zu diesem Text wurde das Bild einer Villa am Neuenburgersee abgedruckt. Es war eine tolle Villa direkt am See. In der Legende wurde suggeriert, dass es sich um Sebastians Feriendomizil handle. Dabei hatte Mirjam, unsere Schwiegertochter, mit den beiden Mädchen dort bei einer Freundin Zuflucht gesucht, weil an ihrem Wohnort die Hölle los war. Man hatte ihnen Drohbriefe geschickt – auch gegen die Kinder. Die Leserbriefe zu diesem Artikel waren noch schlimmer als der Artikel selbst. Man kann es sich kaum vorstellen, aber Leute, die keine Ahnung von den wirklichen Zusammenhängen hatten, haben sich absolut widerwärtig über unseren Sohn geäußert.» Sie schnäuzte und betupfte kurz unter der Brille hindurch mit dem Taschentuch ihre Augen. «Und wer diesen Artikel verfasst hat, kannst du dir sicher schon denken.»

«Nick Howald.»

«Exakt. Walter hat sich gestern Abend furchtbar darüber aufgeregt, dass Howald da war. Er hat nach Sebastians Tod alle möglichen Schritte gegen diesen Mann unternommen. Das Resultat war eine knapp dreissig Zeilen lange Richtigstellung in einer Randspalte, die von niemandem zur Kenntnis genommen wurde und sowieso viel zu spät kam. Der Hype um die Pleite war längst vorbei und unser Sohn tot.»

«Und du machst dir nun Sorgen, dass Walter und dieser Howald irgendwie –»

Sie fiel ihm ins Wort. «Ich weiss doch auch nicht. Aber da waren diese